

# VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 10.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 2. März 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.  
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W. exkl. Stempel.

37. Jahrg.

## Morgenländische Geschichten.

Von Heinrich Brugsch.

Nachdruck verboten.

### I. Die Tochter der Stadt.

In einer der schmalsten und kürzesten Gassen der „wohl-bewahrten“ Stadt Kairo, fern vom Getümmel der breiten Hauptstraßen und der langen Marktzeilen, lag zwischen zwei größeren Nebengebäuden eingeklemmt ein niedriges steinernes Haus, das sich ausnahm wie ein winziger Zwerg zwischen zwei Riesenmenschen. Die mit Eisenwerk beschlagene Holztür, an deren Mitte ein schwerer Metallklopfel angebracht war, um durch seinen dröhnenden Anschlag den Insassen des Häusleins die Anwesenheit eines Besuchers zu verkünden, war so eng, daß ein wohlbeleibter Mann nur mit Mühe und Not imstande war, sich durch das geöffnete Thor hindurchzuzwängen. Gleich hinter demselben führte eine hochtuffige Treppe mit einem wackligen Holzgeländer zur Höhe des ersten Stockwerkes, das aus einem einzigen Zimmer bestand, über welchem als Decke sich ein flaches verfallenes Dach ausbreitete. Ein breites Fenster nahm nach der Straßenseite hin die halbe Länge des Gemaches ein. Die fehlenden Glasscheiben waren nach Landesfitt durch aufgeklebtes Papier ersetzt, welches stellenweise so zerfetzt war, daß der Wind mit den herabhängenden Stücken wie mit kleinen Fahnen Tag und Nacht sein loses Spiel trieb. Ein dicht geschlossenes Gitterwerk schob sich von außen über die beschriebenen Fenster breit vor und verhinderte die Bewohner der gegenüberliegenden Nachbarhäuser, unberufene, neugierige Blicke in das Innere des einstübigen Hauses zu werfen, dessen Aussehen den Stempel eines ehrwürdigen Alters an sich trug. Selbst die Bausteine an den Wandseiten wollten nicht mehr recht zusammenhalten, denn einige waren aus ihrer regelrechten Lage gerückt, die Holzteile schienen morsch wie Zunder zu sein, und das Pflaster des Estrichs zeigte die bedenklichsten Lücken, die nur durch eine halbzerrißene Binsendecke einigermaßen verdeckt waren.

Die innere Ausstattung entsprach durchaus dem traurigen Anblick der Hausruine. Längs der Fensterseite schreute zunächst ein zerrissener, schmutziger Divan den Besucher vor einer angenehmen Niederlassung ab, und an der gegenüberliegenden Wand streckte sich ein verschliffener Gebetsteppich mit Brandlöchern auf der Binsematte aus. Daneben stand ein wurmförmiger vierbeiniger Holzchemel, der Thron des Turbans des unbekanntem Mieters; darunter ruhte in schräger Lage ein angeschwärzter Kaffeetopf aus Blech, und zwei thönerne Trinkflaschen neben einem großen irdenen Wasserkrug in der Ecke vervollständigten den bescheidenen beweglichen Hausrat der menschlichen Wohnstätte.

Konnte irgend etwas den Eindruck des Ungemütlichen, welchen der Besucher in diesem matt erhellten Raume empfand, vermehren helfen, so waren es sicherlich die dicken Staublagen und der starrende Schmutz in allen Winkeln und Ecken der Wohnung. Selbst das Holzgetäfel der Decke war davon nicht ausgenommen, denn ellenlang hingen in malerischer Unordnung die grauen Webereien der Spinnen von den Brettern und Querbalken herab, und hunderte dickleibiger, langbeiniger Gesellen belustigten sich damit, die im Netz gefangenen Fliegen und Mücken mit rasender Schnelligkeit zu umarmen. Dazwischen übten langhaarige Taranteln sich in ihren verwegentesten Sprüngen von einer Wand nach der andern, und in den dumpfigen Löchern in der Nähe des großen Wasserkruges lebte der bräunliche Tausendfuß und der grüne Skorpion, jeder mit seinem Nachwuchs, in beschaulicher Ruhe. Auch die morgenländische Wanze fühlte sich wohl in diesem verwunschenen Schlosse und erwartete mit Sehnsucht die Ankunft ihres menschlichen Ernährers.

Es war um die Zeit des Mittags, als ein Fußgänger die Stille der einsamen Gasse unterbrach, vor dem beschriebenen Hause plötzlich Halt machte und einen fußlangen Holzschlüssel aus der Tasche seines abgetragenen eigelben Kastans zog. Behutsam steckte er ihn in die viereckige Oeffnung des hölzernen



Die erste Romanlektüre. Gemälde von A. Delobbe.



Thürschloßes, schob ihn bis zum Ende des inneren Ganges, drückte ein wenig nach oben, und der Thürriegel ließ sich bequem zurückdrängen, um den Eingang durch die schmale Pforte zu gestatten.

Kein Zweifel, daß der Eintretende der Injasse des elenden Hauses war. Seine äußere Bekleidung, vom Turban bis zu den Pantoffeln an den strumpfloßen Füßen hin, hielt gleichen Strich mit der Wohnung. Alles, was um seine Glieder hing, war alt und morsch, zerrissen und besudelt und zeigte von wirklicher oder erkünstelter Armut. Den Tadlern, welche in ihm nur einen Geizhals erkennen wollten, pflegte er mit den Worten des Propheten Mohammed, „über welchem der Friede sei!“ zu antworten: „Die Armut ist mein Stolz,“ und damit schlug er alle Angriffe seiner Gegner siegreich ab.

Man nannte ihn schlechtweg Schem Achmed, nur die Nachbarn seines Viertels sprachen von ihm als „dem Türken“, da einer seiner Vorfahren aus irgend einem Landstädtchen auf osmanischem Gebiete nach Ägypten ausgewandert war, sich in Kairo als Pantoffelmacher niedergelassen hatte und infolge einer ehelichen Verbindung mit einer Tochter der „wohlbewahrten“ Stadt sein Geschlecht glücklich bis zum lebenden letzten Gliede Namens Schem Achmed fortgepflanzt hatte. Mit diesem letzten Türken der Familie schien der Name erlösen zu wollen, und das war eigentlich der wunde Punkt in dem Dasein des unbewährten Mannes.

An Gelegenheit zu einer Heirat mit einer der Töchter des Landes hatte es ihm zwar nicht gefehlt, aber er hegte seine eigene Meinung über die lockeren Sitten der Weibsbilder von Kairo und pflegte seine Ansicht darüber mit dem kurzen Stoßseufzer auszudrücken: „O Gott, schütze mich vor ihren Ränken!“ Nur heute war ihm etwas aufgefallen, was seine Ansicht erschütterte hatte und seine Gedanken auf das lebhafteste beschäftigte.

Er hatte es nicht verabsäumt, nach alter guter Gewohnheit sich zum Mittagsgebet in die nächstliegende Moschee zu begeben, um in Gemeinschaft mit den übrigen Gläubigen die frommen Worte des Kanzelredners in sein Ohr und sein Herz eintreten zu lassen. Der heutige Tag war ein besonders feierlicher, denn die Jahreswende am Neujahrstage forderte ihr Recht und verpflichtete gleichsam zu einem Besuche des Gotteshauses.

Die Hauptstellen der erbaulichen Predigt hatten sich seinem Gedächtnis wohl eingepägt, und während er den Heimweg durch das dunkle Gassenweb nach seinem einsamen Hause zurücklegte, murmelte er sie wiederholt vor sich hin und knüpfte daran Selbstbetrachtungen über die eigentliche Bestimmung des Mannes auf der Erde.

„Es giebt keinen Gott außer Gott!“ Mit diesem Ausruf begann er sein Selbstgespräch, wobei er sich redlich anstrengte, die gereimte Prosa der Predigt in seine Erinnerung zurückzurufen.

„Was er geredet hat, war eitel Wahrheit. Wie sagte er doch? Ihr Diener Gottes solltet bedenken, eure Gedanken auf das Ende zu lenken. Denn bei jedem Schritte eurer Gänge verkürzt sich eures Daseins Länge. Die Monate schwinden einer nach dem andern, und ihr seht es nicht, wie die Jahre wandern. Ihr wälzt euch sorglos auf den Rissen und laßt die Frömmigkeit vermissen, geht an dem Friedhof munter vorbei, als ob das Schicksal fern von euch sei, denkt nicht an Sterben und Vernichtung und folgt damit der falschen Richtung. Ihr sagt: die andern sind geschieden, als bliebe ewig ihr hienieden. Ihr treut euch, daß das neue Jahr gekommen ist, und seht's nicht klar, daß euer Leben sich verkürzt, bis sich der Todesknoten schürzt.“

„Es ist richtig,“ fuhr er zu sich selber redend weiter fort, „das neue Jahr ist eingetreten, und von den Tagen meines Daseins ist wieder ein gutes Stück abgeschnitten worden. Die Zeit drängt. Ich werde ein Weib nehmen, denn das Alter rückt heran, und ich bedarf der Pflege und Wartung im eigenen Hause. Das hätte ich längst schon merken sollen. Sind sie auch voller Ränke, so werde ich mich davor zu schützen wissen. Im übrigen giebt es keine Rettung außer bei Gott.“

Ja das leidige Alter! Auch der Schem konnte ein Lied davon singen, wenigleich er nicht in der Lage war, mit standesamtlicher Genauigkeit Jahr und Tag seiner Geburt anzugeben. Er, oder vielmehr seine Mutter, hatte die Ansicht seiner frommen Glaubensgenossen geteilt, daß der Mensch eine große Sünde begehe, seinen Geburtstag kennen zu wollen, da Gott allein alles am besten wisse und die Lebensrechnung von Anfang an bis zum Ende hin von vornherein mit untrüglicher Sicherheit festgestellt habe.

Wer den Schem nach seinem Alter fragte, dem antwortete er mit einem kurzen Worte: „Ein Sohn der fünfzig,“ wobei er sich mindestens um zehn Jahre zu seinen Gunsten geirrt haben mußte. Auf seinem faltenreichen Gesichte lag der Sechziger begraben, und wenn auch seine wohlgehaltenen weißen Zähne es bezeugten, daß der Müller noch wohl mahlen könne, so verriet der weiße Bart, welcher sein mageres Angesicht mit den rotgeränderten Augen umrahmte, den längst eingetretenen Lebensherbst seines Trägers.

Das Öffnen der Hausthür hatte seinen Gedankengang unterbrochen. Vorsichtig, wie es kluge Männer nun einmal sind, setzte er zuerst den rechten Fuß über die Thürschwelle und zog den linken langsam nach, schob von dem winzig kleinen Vorflur aus den schweren Holzriegel in das steinerne Loch an der linken Mauerwand und stolperte die steile Treppe aufwärts, um bald darauf in seinem Zimmer zu verschwinden und in der Ecke des Diwan an der Fensterwand seinen Lieblingsplatz zu nehmen. Mit trübem Blicken betrachtete er aber heute die kalten vier Wände und empfand zum erstenmale und so recht von Herzen die traurige Oede und Leere seiner nächsten Umgebung hinter dem Gitterfenster.

Aber die Hoffnung, die Leere ausfüllen zu können, verscheuchte seinen Unmut und belebte seine Züge, die sich zuletzt mit dem Rosenkimmer der Zufriedenheit übergossen. Und daran waren die Erwägungen und Entschlüsse schuld, die ihn mit aller Macht nach einem neuen schönen Dasein wie nach einem geträumten Paradiese versetzten.

„Es ist wahr,“ so leitete er von neuem sein Selbstgespräch ein, „daß der bejammerte Mann sich gegen ihre Ränke und Listen tapfer zu wehren hat. Unserem wird es jedoch gelingen, die notwendigen Vorsichtsmaßregeln herauszufinden, um die Leichtfertigkeit einer Tochter dieser Stadt zu brechen und sie auf dem Pfade der Tugend zu erhalten. Ich habe, Gott sei Dank, während meines vergangenen Daseins einen reichen

Schatz von Erfahrungen gesammelt und kenne die Mittel, um mit Gottes Hilfe das weibliche Unglück in meinem Hause einzudämmen. Die Zukünftige, welche ich mir auserlesen werde...“

Sein Gespräch wurde plötzlich durch drei harte Schläge unterbrochen, welche eine unbekante Hand mit Hilfe des Klöppels auf die Hausthür ausführte. Er erhob sich vom Diwan und zog an dem Strick, welcher vom Treppenspur aus mit dem Riegel in Verbindung stand. Das Sperrholz gab nach, und ein ärmlich gekleidetes Weib mit einem langen schwarzen Gesichtschleier, der von den Augen bis zu den nackten Beinen herabfiel, huschte über die Schwelle der geöffneten Hausthür, um mit ängstlicher Zurückhaltung und hin- und her tappend die steile Treppe zu erklimmen und das obere Stockwerk zu erreichen.

„Ich bitte um Erlaubnis,“ hallte es halbweges aus ihrem Munde nach oben hinauf, und ein „Wer ist da?“ schallte es nach unten zurück. „Die Wäscherin“ gab es zur Antwort, und mit einem ungewöhnlich freundlichen: „Steig hinauf, liebe Muhme!“ wurde die Besucherin ermutigt, ihren Weg nach dem Obergemach fortzusetzen.

Nach den üblichen Begrüßungen: „Friede sei über dir“ und „Auch über dir der Friede“ lud der Schem die Ankommende ein, auf der Birnenmatte Platz zu nehmen, indem er gegen seine sonstige Gewohnheit mit einem zuvorkommenden „Wenn es dir beliebt,“ die entsprechende Handbewegung zum Niederzigen begleitete. „Möge Gott euer Hab und Gut vermehren und euer Alter verlängern, o Schem, der seinesgleichen auf der ganzen Erde nicht hat,“ mit diesen Worten hockte das Weib in einem fernem Winkel der Stube nieder, um auch dadurch äußerlich den Abstand des Weibes vom Manne in das rechte Licht zu stellen. Dann schlug sie den langen Schleier zurück und zeigte ein mit Runzeln bedecktes häßliches Gesicht, dem der breite zahnlöse Mund und die triefenden Augen das Gepräge der vollendeten Häre aufdrückten.

Der Schem, dem die Erscheinung seiner alten Wäscherin in dieser Stunde ein ganz besonderes Vergnügen zu bereiten schien, beeilte sich, die gebotene gute Gelegenheit auszunutzen und, wie man zu sagen pflegt, in die Rennbahn der Berieselung einzutreten und das Roß der Unterhaltung zu besteigen. Nach dem der Tagesfeier angemessenen, an das Weib gerichteten Wünsche: „Möge dir jedes Jahr Glück bringen!“ verlor er keinen Augenblick weiter, sondern ging geradeswegs auf sein wohlüberdachtes Ziel los.

„Du weißt, Muhmchen,“ so begann er seine Rede, „daß ich ein unbewährter Mann bin...“

„Ob ich das weiß und es nicht stets bedauert hätte, daß ein so tugendhafter und kluger Mann von so jugendlicher Frische und Würze, dessen äußere Gestalt so angenehm ist, allein in seinem Hause sitzt, ohne die Freuden des Daseins im ehelichen Glück zu genießen.“

„Du bist auf dem rechten Wege in deinem Urteil,“ fuhr der Alte fort, indem er mit der rechten Hand seinen langen weißen Bart streichelte, „denn ich habe darüber ernstlich nachgedacht, wie ich solch einem üblen Zustande ein Ende bereiten könnte. Schon der Gesandte Gottes, über welchem der Friede sei, hat es ausgesprochen, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei und deshalb ein Weib nehmen müsse. Alles in der Welt hat seine zwei Seiten, und selbst ein rechter Pantoffel ist zu nichts nütz, wenn ihm sein linker fehlt.“

„Euer linker Pantoffel wird sich bald finden, ich werde ihn suchen, und ihr werdet euch überzeugen, daß er zum rechten vollkommen paßt. Gott sei Lob und Preis! Es giebt mehr linke als rechte Pantoffel, und die Auswahl wird nicht schwierig sein.“

„Das ist es, was ich von dir begehre, liebe Muhme, daß du für mich auf die Suche gehst, denn du kennst die Klänge, in denen gute und schöne Vögel singen, und wirst mir behilflich sein, das herrlichste davon herauszufinden.“

Bei dieser Anrede legte die „Muhme“ die innere Seite der rechten Hand auf ihren Kopf, verneigte sich demutsvoll, wobei sie mit den Augen blinzelte und in die Worte ausbrach: „Auf meinen Kopf und auf mein Auge hin! Ich bin eure Dienerin und ihr mein Herr. Bei eurem Barte, ihr werdet zufrieden mit mir sein.“

„Höre zuerst, liebes Mütterchen, bevor du handelst, damit du genau meine Wünsche kennen lernst, denn die Sache ist nicht leicht und bedarf reifer Ueberlegung. Ich besitze ein Haus, habe mein reichliches Auskommen, um mich und meine Frau zu ernähren —“

— Und seid dazu jung und schön,“ fiel sie ein. „Unterbrich nicht meine Rede und schweige einige Minuten! Da ich also ein Mann bin, an dem kein Tadel haftet, so bin ich wohl dazu berechtigt, meine Bedingungen zu stellen, unter welchen ich mich entschließen würde, eine von den Töchtern der Stadt als Ehegenossin zu wählen und ihr ein unverhofftes Glück zu bereiten. Es ist notwendig — und ohne die Erfüllung dieser Bedingung würde ich es vorziehen, unbewehrt zu bleiben — daß meine Zukünftige eine untadelhafte Jungfrau sei, aber nur eine solche, welche niemals das Haus ihrer Eltern verlassen hat, etwa um auf die Gasse zu gehen oder auf den Märkten sich an dem Anblick schöner Dinge zu belustigen und Käschereien zu kaufen.“

Es kommt noch eine zweite Bedingung dazu, und ich erkläre auch diese als unerlässlich. Sollte sich eine solche Jungfrau auffinden lassen, so muß sie bei dem Abschluß des Ehevertrags sich damit einverstanden erklären, in einem Hause zu leben, das nur ein einziges Zimmer besitzt, und dasselbe niemals zu verlassen.“

Es scheint mir überflüssig, dir noch mehr zu sagen. Mach dich deshalb sofort auf den Weg, liebes Mütterchen, ich lege vertrauensvoll diese wichtige Angelegenheit in deine Hände.“

Das Mütterchen hatte während dieser Auseinandersetzung des vorsichtigen aller Heiratslustigen den Kopf auf die hochgezogenen Knie gestützt, als wollte sie ihre Aufmerksamkeit durch nichts ablenken lassen. Als der Redefluß aus dem Munde des Schem sein Ende erreicht hatte, erhob sie ihren gebrechlichen Körper langsam vom Erdboden, näherte sich dem Diwan und gab dem darauf Sitzenden die Versicherung, daß sie in kürzester Zeit „den Vollmond“ entdecken würde, welcher die Nacht der Einsamkeit des würdigen Schem mit seinem milden Schein erhellen würde, natürlich ohne zu vergessen, ihre Hoffnung auf ein glückliches Gelingen ihrer Brautwerbung durch ein hinzugesfügtes Inshallah oder „So Gott will!“ zu bekräftigen und ein kleines Geldgeschenk als Anzahlung für ihre zu leistenden Dienste als Ehevermittlerin zu erbitten

Ihre Beschäftigung als Wäscherin hatte sie in manche ehrsame Bürgerfamilie eingeführt, welche mit einer oder mehreren Töchtern gesegnet war, sodas sie keine Not empfand, sich sonstiger Empfehlungen zum Eintritt in die verschiedenen Harems zu bedienen. Die Schilderung, welche sie überall von dem Zukünftigen entwarf, ließ an Wärme und Uebertreibung nichts zu wünschen übrig. „Der Schem,“ so wiederholte sie jeder Mutter einer heiratsfähigen Tochter, „ist von jugendlicher Frische, ein Mandelbaum mit weißen Blüten, dabei keusch und züchtig, außerdem ein Hausbesitzer und ‚gesättigt‘, das heißt ein Mann, der mehr besitzt, als er zu haben scheint, und nichts sehnlicher verlangt, als seiner zukünftigen Frau von seinem Ueberfluß mitteilen zu können, ein Muster von guten Sitten und Gewohnheiten, ausgezeichnet durch seine Frömmigkeit und ein Wohlgefallen vor Gott und den Menschen.“

Mit diesen und ähnlichen Versicherungen eroberte sie die Herzen der weiblichen Injassen eines jeden Hauses, zu welchem sie Eintritt gefunden hatte, und Mütter und Töchter zeigten sich durchaus geneigt, auf die vorgeschlagene Verbindung mit der gepriesenen Blume des Islam einzugehen. Aber der hinkende Bote kam stets nach und verdarb wie mit Messerschnitten das entworfenen Gemälde von dem Zukünftigen. Die Vorbehalte, welche der Schem sich ausbedungen hatte, verwandelten den dargebotenen süßen Honig in die Bitterkeit der Galle und häuften auf das Mütterchen eine wahre Flut tadelnder Vorwürfe ob solcher Zumutung an eine Tochter Kairo's.

Nachdem sie alles, was ihr der Harem entgegen geschleudert, wohl oder übel verschlungen hatte, trollte sie sich eiligst aus dem Bereiche der aufgeregten weiblichen Gesellschaft, um ihren Weg nach einem andern Hause zu richten und ihre Berechnung aufs neue auf die Probe zu stellen. Aber nirgends lohnte der Erfolg ihre Bemühungen, sodas sie an dem Gelingen ihrer Brautwerbung fast verzweifelte.

Eine ganze Woche hatte die alte Wäscherin bereits auf der Straße gelegen, ohne ihr Ziel zu erreichen. Ihr letzter Gang führte zu einer Schusterfamilie, die sich des Besitzes eines niedlichen und fröhlichen Töchterleins erfreute, das niemals über die Schwelle des häuslichen Herdes getreten war. Vater und Mutter hatten ihre eigenen Erziehungsansichten und hielten es für unangemessen, daß eine ehrbare Jungfrau das elterliche Haus verlasse, um sich ein Stündchen in freier Luft zu bewegen oder eine Freundin zu besuchen. Trotzdem hatte sich die von der Welt abgeschlossene Jungfrau zu einer Noje entwickelt, die mit Sehnsucht des Augenblickes harrete, aus der dumpfen Stube nach einem schönen lustigen Garten versetzt zu werden.

Die Wäscherin wiederholte den beiden weiblichen Injassen des Schusterharem's die hinreißenden Schilderungen von der beskränkten Persönlichkeit und dem versteckten Reichtum ihres Auftraggebers, was alles von Mutter und Tochter mit ungeteilter Aufmerksamkeit angehört wurde. Danach kam die Reihe an die unangenehmen Bedingungen, welche der zukünftige Brautigam gestellt hatte, und mit ängstlicher Spannung fürchtete sie die entschiedenste Ablehnung und die stärkste Mißbilligung.

Wie mußte sie jedoch erstaunt sein, als ihr die Schustermaid mit lachendem Munde darauf zur Antwort gab: „Ob ich hier oder bei deinem Türken bin, was liegt daran? Läuft es nicht auf eins hinaus?“ Vater und Mutter gaben nunmehr auch ihrerseits die Genehmigung zu der geplanten Verbindung, und die freudigste Stimmung war in das Haus des Meisters eingezogen, der in dem Schusterhandwerk seines in Aussicht stehenden Schwiegerohnes nur eine festere Bürgschaft für das Glück und die Dauer der geplanten Ehe erblickte. Man nahm Abschied von der Alten und drängte sie förmlich, die Verbindung mit möglichster Eile zu betreiben.

Siegesbewußt begab sich die Wäscherin nach dem Hause des Schem, der bereits unruhig zu werden anfang, nachdem eine Woche verstrichen war, ohne daß er eine Nachricht aus dem Munde der Heiratslerin empfangen hatte. Die Ankunft des Mütterchens verwandelte seine Wangigkeit urplötzlich in die hellste Freude, und er konnte nicht Worte genug finden, um ihr für den glücklichen Ausgang der Brautwerbung zu danken.

„Bei Gott!“ so rief sie ihm zu, „ihr seid ein Glückskind, denn ihr habt mit geschlossenen Augen eine wunderbare Perle gefunden. Eure Zukünftige gleicht einer Gazelle, so hübsch und schlank und zierlich schaut sie aus. Dazu ist sie fröhlich und munter und singt wie eine Nachtigall. Als ich ihr eure Bedingungen mitgeteilt hatte, war sie seelensvergnügt darüber und pries sich glücklich, in Zukunft unter der liebenden Obhut eines so eifersüchtigen Ehegatten zu stehen. Möge eure Ehe sich des himmlischen Segens erfreuen!“

Nachdem die üblichen Förmlichkeiten und Vorbereitungen zu der ehelichen Verbindung erfüllt worden waren, fand die eigentliche Hochzeit in aller Stille statt. Es war eine Feier im engsten Familienkreise, wobei nur wenige Mitglieder der Schusterzunft als Teilnehmer an derselben eingeladen waren. Die tief verhüllte Braut zog gegen Abend in das Haus ihres Mannes, der sie zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht erblickte und über die wirkliche Schönheit und Jugend seiner jungen Frau in ein maßloses Erstaunen geriet. Sie küßte ihrem zukünftigen Herrn und Gebieter demutsvoll die Hand und schaute an der neuen Wohnung durchaus kein Mißfallen zu empfinden.

Die Aussteuer der Schusterstochter war bescheiden genug. Ein kleiner grün angestrichener Holzkasten mit rot und blau aufgemalten Blumen, zwei große baumwollene Umhängetücher von weißer und blauer Färbung, ein kleiner runder Handspiegel, eine Kaffeemühle, ein Mörser, ein paar irdene Töpfe und was dergleichen unentbehrliche Dinge zu einem kleinen ägyptischen Haushalte mehr sind, bildeten ein Etwas zu dem Wenigen, was der Herr Gemahl sein eigen nannte.

Die ersten Tage nach der Ehe benutzte die junge Frau dazu, den Schmutz und Staub der langjährigen Junggesellenwohnung auf den vier Wänden bis zur Zimmerdecke hinauf und aus allen Ecken und Winkeln des Fußbodens auf das gründlichste zu beseitigen und das gemeinschaftliche Gemach mit Hilfe eines Stricks in zwei besondere Abteilungen zu trennen. Sie zog das Seil von einer Wand nach der daran anstoßenden, sodas ein Eckraum entstand, welcher der Fensterseite gegenüberlag. Indem sie die Kleider ihres Mannes über den Strick warf, schuf sie eine Art von dritter Wand des Eckzimmers, ganz wie die ärmeren Bewohner der „wohlbewahrten“ Stadt zu thun pflegen.

Ihr Gebieter saß den Tag über in seinem Schusterladen im Bazar, entzückt von dem Besitz seines schönen Weibes, aber



ebenso beruhigt bei dem Gedanken, daß ihm zu jeder Zeit die Gelegenheit geboten war, seine Ehehälfte zu überraschen und sich von ihrer Anwesenheit im Hause zu überzeugen. Verließ er des Morgens sein Heim, so versäumte er es nie, das Hausthor wohl zu verschließen, indem er vor sich himmelmelte: „Das müßte mit wunderbaren Dingen zugehen, wenn ein Mann sich in meine Wohnung einschleichen sollte, ohne daß ich es gewahr würde.“ Denn ein Sprichwort sagt, er ist eifersüchtig wie ein Türke, und da wirkliches Türkenblut in seinen Adern floß, so mußte das Sprichwort doppelt recht behalten.

So floßen die Tage für ihn im Bewußtsein der ehelichen Zufriedenheit in stiller Ruhe dahin, und er pries den Schöpfer um des Glückes willen, eine ebenso schöne wie tugendhafte Frau zu besitzen.

Nachdem die Jungvermählte die häuslichen Reinigungen und Veränderungen in der beschriebenen Weise zu Ende geführt und in dieser Thätigkeit eine vorläufige Zerstreung gefunden hatte, überschlich sie allmählich die unerträglichste tödliche Langeweile. Sie saß stundenlang auf dem Eckplatz des Diwans, nachdem sie das Fenster hochgeschoben hatte, um durch die Oeffnungen des Vorgitters auf die schmale Gasse ihre Blicke werfen zu können. Aber die Gasse war so still und tot, daß ihre Augenweide nirgends eine Befriedigung fand.

Zu ihrer Lust und Freude trat eine plötzliche Veränderung in der bisher so einsörmigen Aussicht ein. Ein Metzger hatte von dem schräg gegenüberliegenden Hause Besitz genommen und einen Laden aufgethan, nach welchem zu allen Tagesstunden die Nachbarn ihren Weg nahmen, um sich mit dem nötigen Fleischbedarf für die Küche zu versehen. Aber weder die Käufer noch die ausgeschlachteten Hammel an der Mauerwand zogen wie bisher die Aufmerksamkeit der einsamen Frau in besonderem Maße auf sich, seitdem ein bildhübscher junger Gehilfe des Metzgers in das Geschäft eingetreten war, in welchem sie zu ihrer Freude einen Jugendgepielen erkannte. Das war ein lieber treuer Junge und ebenso zu Scherzen wie zu Liedern aufgelegt. Kaum hatte der erste Sonnenstrahl sein flammendes Licht auf die flachen Dächer der Häuser geworfen, da sang der fröhliche Gesell sein Morgenlied:

Nach Darfur zog ein Wanderer  
Und kam von dort nicht wieder.  
Und wieder war's ein anderer,  
Der stieg von Darfur nieder.

„Was macht mein Lieb im Darfurland?“  
— Er hat sich dort besprochen.  
— „So reiche ich dir meine Hand,  
Weil er die Treu' gebrochen.“

Und wenn die Sonne unterging und die tiefen Abend-  
schatten sich auf der Stadt lagerten und die ehrsamten Bürger  
und Kaufleute ihre schwebenden Lampen in den Häusern und  
Läden anzündeten, da ließ der muntere Burche wie zum Ab-  
schied sein Abendlied ertönen, daß das Echo in der Gasse von  
den Wänden wiederhallte und die Haremsherrinnen neugierig  
nach den Fenstern stürzten, um kein Wort von dem  
Inhalt der Verse zu verlieren. Und das Lied verkehrte seine  
Wirkung niemals, denn die schwarzen Gazellenaugen der lieben  
Weiblein thaten sich weit auf, und zwischen den Perlenzügen  
ihrer Zähne drängte sich ein feuchtes: „O Gott, o Gott!“  
hindurch. Konnte es denn bei fühlenden und liebenden Wei-  
bern anders sein, wenn sie den rührenden Abschiedsgruß des  
Sängers in die innerste Seele einziehen ließen:

Wenn sich ihre Augen schließen,  
Um in sanften Schlaf zu fallen,  
Laß ich meine Thränen fließen  
Und der Klage laut erschallen.

Und die Klage wird zum Sange  
Von der Liebe süßen Schmerzen,  
Und es schlägt des Echo's Stimme  
Neue Wunden meinem Herzen.

Auch der jungen Nachbarin, gegenüber vom Metzger und  
seinem Gehilfen, drangen die Lieder des jungen Gefellen freund-  
lich zu Ohr und Herzen, wie sie sich an seiner schelmischen  
Miene lebhaft ergöhte; und eingedenk seiner ehemaligen droh-  
ligen Streiche beschloß sie, ihn als Werkzeug zu benutzen, um,  
in aller Anschulb, durch seine Vermittlung aus ihrer unerträg-  
lichen Sklaverei sich zu befreien.

Die Eifersucht des Herrn Gemahls hatte im Laufe der  
jungen Ehe eher zu- als abgenommen, und er war boshaft  
genug, die Treue seiner Gattin fortbauend auf die Probe zu  
stellen. Frau Fatuma, so hieß der „Vollmond“ seines Hauses,  
hatte jedoch die ganze Reihe der Proben glücklich überstanden  
und sich dem Eifersüchtigen gegenüber als die unschuldigste  
Tauben bewährt.

Eines Tages fiel es dem unseligen Türken ein, noch eine  
allerletzte Probe zu wagen. Früher als gewöhnlich schloß er  
die hölzernen Läden seiner Schuttbude und kehrte eiligen  
Schrittes, soweit es seine breiten Pantoffeln gestatteten, nach  
seinem Hause zurück. Von Gasse zu Gasse steigerte sich seine  
Gangart bis zur äußersten Beschleunigung, so daß die Vorüber-  
gehenden ihn mit bedenklicher Miene ansahen und die Köpfe  
schüttelten, in der Meinung, er sei betrunken oder von einem  
plötzlichen Irwahn erfaßt. Dort bestellte ihn plötzlich ein Straßen-  
hund an, hier sprang eine Katze zwischen seine Beine, an einer  
andern Stelle schlug ein Esel nach ihm aus, und gleich darauf  
machte ein mit langen Brettern beladenes Kamel unversehens  
eine Schwenkung nach links, so daß der Ehrenturban unseres  
Schech vom Haupte fiel und in den Straßenkot rollte. Alles  
das waren böse Vorbedeutungen, und der Schech spuckte drei-  
mal auf die Erde, um den Zauberdamm, der ihn zu umgarnen  
schien, mit Erfolg zu brechen. Aber auch das schien ihm ein  
Unheil voranzujagen, denn er hatte in seiner Hast vergessen,  
beim Ausziehen die üblichen Worte zu sagen: „Ich bitte um  
Entschuldigung, wenn ich dich durch meinen Speichel beneßt  
haben sollte.“ Konnte nicht ein unsichtbarer Geist an derselben  
Stelle gestanden haben und ihm aus Rache für seine Unhöflich-  
keit argen Schabernack bereiten?

Atemlos hatte er sein Haus erreicht, dessen Thür er zu  
seiner Genugthuung wohl verschlossen fand. Er öffnete hastig  
das Riegelschloß, und das Thor knarrte in seinen Angeln, laut  
genug, um im oberen Stockwerk gehört zu werden. Der Schech  
schien beruhigter, trat in den Flur ein und erklimmte mit  
ermäßigter Eile den hochstufigen Treppenhau.

Frau Fatuma hatte sich eben damit beschäftigt, in aller

Ruhe ein mit ihrem Frauenumhang bedecktes schweres Bündel  
in die Ecke hinter die Kleiderwand zu schieben, als sich die  
Thür öffnete und ihr Gemahl durch dieselbe das Wohngemach  
betrat. Wie der bekannte Riese im Märchen, welcher bei der  
Rückkehr in sein Haus Menschenfleisch zu riechen vermeint, so  
schnupperte Schech Achmed nach allen Richtungen herum, bis  
die Anwesenheit des großen Ballens in dem Eckraum seine  
höchste Aufmerksamkeit erregte.

„Frau,“ so herrschte der gestrenge Gemahl die schöne Fa-  
tuma an, „Frau, was ist das für ein großes Bündel in der  
Ecke? Ich habe es vorher nie gesehen.“

„Mein Herr und Gebieter,“ fiel ihm die junge Frau  
lächelnd in die Rede, „setze dich nieder und laß dir eine der  
lustigsten Geschichten erzählen.“

Bei diesen Worten zog sie ihn nach dem Diwan an der  
Fensterwand, woselbst sie ihn nötigte, den beliebten Eckplatz ein-  
zunehmen, rückte dicht an seine Seite heran und begann die  
versprochene Erzählung mit folgenden Worten:

„Es war einmal ein Mann, welchen der Teufel der Eifer-  
sucht in schrecklicher Weise plagte. Seine junge Frau besaß  
einen Freund, den sie während der Abwesenheit ihres Gebieters  
in ihrer Häuslichkeit empfing. Eines schönen Tages kehrte ihr  
Mann zu ungewohnter Stunde nach Hause zurück. Kaum hörte  
sie das Öffnen der knarrenden Gassenthür, so versteckte das  
Weiblein ihren Freund schnell unter einem baumwollenen  
Umhang und wartete es ab, bis ihr Gatte das Zimmer betreten,  
Platz genommen und Atem geschöpft hatte.“

Darauf warf sie einen zweiten Umhang, den sie zusamen-  
gefaltet in der einen Hand hielt, über den Kopf ihres Mannes  
und knotete ihn an seinem Halse fest zusammen, gerade so wie  
ich es dir selber thue.“

Bei diesen Worten hüllte die muntere Frau der besseren An-  
schauung halber den Kopf ihres Mannes in ihren langen Ueber-  
wurf, knotete die Zipfel desselben mit aller Kraft fest zusammen  
und lachte aus vollem Halse über ihren eigenen Spaß.

Der Schech gewann kaum die nötige Zeit, darüber nach-  
zudenken, ob die Sache bitterer Ernst oder ein bloßer kindischer  
Scherz sei. Er versuchte es vergeblich, sich aus den Banden  
zu befreien, schimpfte dabei wie ein Rohrperling und suchte  
wie ein Türke, allein der Kopf blieb fest unwidderlich, während  
sein Weib unter fortwährendem Gelächter ihn wie einen Spiel-  
ball behandelte, so daß ihm Hören und Sehen verging. Endlich  
hatte sie sich wieder insoweit beruhigt, um ihre begonnene Er-  
zählung und zwar mit lauteater Stimme fortsetzen zu können.

„Als nun der eifersüchtige Mann hübsch vermunnt war  
und weder zu sehen noch zu hören vermochte, was im Zimmer  
vorging, da rief sie aus: Beim Propheten, mache, daß du fort-  
kommst!“

Die Aufforderung ließ an Verständlichkeit nichts zu wünschen  
übrig. Der Ballen in dem gegenüberliegenden Winkel des  
Zimmers fing an, sich zu regen und zu bewegen, zuletzt gewann  
er lange Beine und verschwand durch die Zimmerthür, um die  
Treppe hinabzueilen und das Freie zu gewinnen. Man  
konnte beobachten, wie er in dem Laden des Metzgers lächelnd  
verschwand.

Das alles war das Werk eines Augenblickes gewesen, und  
da der Türke fortfuhr, sich den sonderbaren Spaß zu verbitten,  
und in seinen Reden immer heftiger wurde, wobei er immer  
noch vergeblich sich seiner Tarnkappe zu entledigen versuchte,  
so war ihm der wandernde Ballen und das Geräusch, das seine  
Flucht verursachte, seinem Auge und seinem Ohr vollständig ent-  
gangen.

Bei Frau Fatuma schien die lustige Stimmung ihren  
Höhepunkt erreicht zu haben; sie rollte sich vor Lachen auf  
dem Diwan, und ihr Uebermut schien keine Grenze mehr zu  
kennen. Ihrem Manne war es inzwischen gelungen, den Um-  
hang von seinem Kopfe zu streifen und wieder Herr seiner  
Sinne zu werden. Er schnitt das dümmste Gesicht von der  
Welt, denn er suchte vergeblich nach Gründen für die ungeheure  
Heiterkeit seiner Ehehälfte, der bereits die Thränen des Lachens  
aus den schwarzen Schelmengaugen flossen.

„Frau, worüber lachst du denn so ausgelassen?“ fragte er  
sie mit ernsthaftester Miene, wobei sich auf seiner Stirn die  
Falten des Unmuts und des Verdachtes wie finstere Wolken  
zusammenzogen.

Statt diese Frage zu beantworten, entgegnete sie nur:  
„Gefällt dir meine Erzählung nicht? Nun kannst du in aller  
Ruhe untersuchen, was sich hinter dem Vorhange im Eckzimmer  
befindet. Nichts wirst du entdecken.“

Schech Achmed war nicht der Mann, sich auf Kosten eines  
sonderbaren Scherzes von einem Weibe foppen zu lassen, und ohne  
es lange zu überlegen, schleuderte er ihr das fürchterliche: „Du  
bist geschieden von mir!“ entgegen. Das hatte sie ja gewollt!  
Sie packte ihre sieben Sachen zusammen, hängte den ver-  
hängnisvollen Umhang, den weißen sowohl als den blauen,  
über den Kopf, band den Gesichtsschleier vor die Augen und  
verließ lächelnd das Haus.

Der Schech saß wieder einsam wie ehemals in seinem  
Bau, und wie dumpfe Schwüle lagerte es auf seinem Haupte.  
Langsam strich er mit seiner vor Erregung noch zitternden Hand  
über den weißen Bart, und seine Gedanken schienen in eine  
weite Ferne zu schweifen.

„Ich habe Gott gebeten, mich vor ihren Mänken zu be-  
wahren, und bin trotz aller Vorsicht überlistet worden. Möge  
sie Unheil dafür treffen! Gott ist barmherzig, und was ge-  
schah, stand geschrieben und ist nach seinem Willen geschehen,  
um mich vor den Töchtern dieser Stadt zu warnen. Ich  
werde, mit Gottes Hilfe, morgen diesen Ort der Sünde ver-  
lassen und mich nach dem gesegneten Lande meiner Väter  
begeben, um dajelbst meine Tage in Ruhe zu beschließen.“

Und also geschah es. In der Frühe des nächsten Morgens  
sah man den Türken aus der Thür seines Hauses treten und  
seinen Weg über die Gasse nehmen. Ein Gebetteppich unter  
dem linken Arme und ein Pfeifenrohr nebst einem kleinen  
Bündel in der rechten Hand bildeten den ganzen Bestand seines  
Gepäckes auf der Reise von Kairo nach Stambul. Als er an  
dem Hause des Metzgers vorüberwich, hörte er die helle  
Stimme des lustigen Gefellen, die ihm wie Spott und Hohn  
die Worte nachzurufen schien:

„Wenn der Alte mit der Alten  
Nimmer sich vermählen wolte,  
Dürft' er glauben, daß die Junge  
Ihn, den Alten, wählen sollte?“

## Offenbarungen des Wassers.

Nachdruck verboten.

Wir sitzen unter der matt erleuchteten Veranda. Es ist ein  
vom wohligen Atem des nahen Sommers durchhauchter  
Frühlingsabend. Aber kein Mond, kein Sternenlicht breitet  
sein magisches Gespinnst über die im bräutlichen Blütenzauber  
duftenden Wipfel. Denn geheimnisvoll liegt über dem Garten  
der feuchte, dunkle Nebelschleier einer Regennacht, die dem  
spähen Blicke alles verbirgt. Wir können nur lauschen;  
und lauschend träumen wir mit wachen Sinnen. Der leise  
niederrauschende Regen singt eine unendliche Melodie, und aus  
der nächsten Nähe unterscheidet man den sich gleichbleibenden,  
schiefer einschläfernd wirkenden Rhythmus des Falles einzelner  
Tropfen. Nur zuweilen ist es, als rühre sich da und dort ein  
von der Schummerweise des Regens eingefangener Zweig, der  
hastig das in seinen vielen Blattknäpfchen angeammelte Maß  
mit halblautem Klatschen ausschüttet und geschwind wieder ein-  
schläft.

Wir lauschen. Der Frühlingsregen erzählt mit geschwägigem  
Tropfenfall lauter anmutige Geschichten von jungen, taufrischen  
Herzen, die dem herrlichen Leben, das sie nur ahnen, entgegen-  
schlagen, vom berausenden Liebesfrühling, der einem jungen  
Menschenpaare erschienen ist, von dem urewigen Sehnen nach  
rüftigem Schaffen und neuem Werden, das durch die Seelen  
geht und ewig gehen wird.

Freilich sind es allbekannte, liebe Geschichten, die wir fast  
vergessen hatten, aber wir lauschen mit heimlicher Wonne dem  
plaudernden Regen der Frühlingsnacht. Und er raunt uns zu:  
„Es ist nicht wahr, daß die Jugend auf ewig verunsunken ist.  
Mit jedem Frühlinge wacht das alte Paradies wieder auf,  
thu' nur die Fenster der Seele auf und laß seine Zauber herein.  
Fühlst du nicht den berausenden Wärme-Atem des Frühlings,  
nicht seinen Kuß? Morgen früh wird die duftende, im Sonnen-  
golde strahlende Frühlingswelt dich beseligend mit ihrem tausend-  
fachen Zauber umfluten, und du wirst dich mit einem Glücks-  
gefühl vom Strome des Lebens dahinschaukeln lassen.“ Wer  
möchte da nicht mit geschlossenen Augen gläubig lauschen?

Er ist ein gar trefflicher Erzähler, der durch die Wipfel  
leise niederrauschende Regen. Er versteht sich auf die Stim-  
mung, wie nur je ein Poet, und er weiß Lustiges und Trauriges  
mit der gleichen eindringenden Wirkung zu berichten.

Es war ein Herbstabend. Damals wie heute lag der  
Garten in tiefes, undurchdringliches Dunkel gefüllt, in das  
die Annel der Veranda nur einen matten, kurzen Lichtkegel  
warf. Statt des süßen Blütenatem durchdrang scharfer nar-  
kotischer Duft, den die Erde und das gefallene Laub ausströmten,  
den feuchten Dunst. Der Regen schwatzte und plauderte un-  
aufhörlich und ward nicht müde, eine Geschichte um die andere  
zu erzählen. Aber sie hatten alle einen traurigen Schluß und  
trugen einen frappant modernen, pessimistischen Charakter. Sie  
erzählten von entblätterten Hoffnungen, von hochfliegenden  
Plänen, die unter modernem Laub im Rehrich der Straße  
ihre Ende gefunden, von Herzen, die sich den heißen Schlag ab-  
gewöhnt, von Menschen, die weder Glück noch Stern hatten,  
von der eifigen Hand, die sich einst auf alles warme Leben  
legt. Ach, es waren nur zu wahre Geschichten, die uns an  
jenem Abend der Novemberragen mit kalter, zübringlicher Ge-  
schwägigkeit vorplauderte. Aber das Herz schrie auf: es kann  
nicht sein, es ist nicht wahr, daß alles, alles hinsinkt, wie das  
welke Blatt am Baume, in den Staub und Schmutz, daß alles  
verweht wird vom Winde hierhin, dorthin, spurlos, daß nichts  
wirklich ist, als die Vernichtung! Und das Herz hat recht.  
Das Leben hat zwei Gesichter, wie der echte Humor, ein wein-  
endes und ein lachendes, ein Herbst- und ein Frühlingsgesicht.  
Werden, Vergehen und neues Aufstehen — das ist das Lebens-  
rätsel — und davon erzählt der leise durch die Wipfel rauschende  
Regen im Herbst und im Frühling.

Ein anderes Mal. Es ist in der grünen Halbnacht des  
Waldes. Der Bach springt kreuz und quer, ganz nach Laune  
unter dem Blätterdache der sich über ihn neigenden Sträucher  
dahin. Ab und zu tropft durch das knorrige Geäst der hoch-  
betagten Eichen ein heller Goldfunken nieder auf die tangenden  
Wellenkränzel, die ihn einander zuwerfen. Während der Bach  
mit seinen herlickend klaren Märchenaugen heraufblickt, plaudert  
er unaufhörlich allerlei. Es kommt uns so seltsam bekannt  
vor, als hätten wir es schon einmal gelesen oder geträumt  
oder gar selbst erlebt; und doch lauschen wir mit gespanntester  
Neugierde. Ach, der Waldbach erzählt uns in seiner wunder-  
baren, süß-vertrauten Märchenweise alles, alles, was auf dem  
tiefsten Grunde unserer Seele lebt und sich regt, sich jemals  
geregelt hat und leben und sich regen wird. Vergangenheit,  
Gegenwart und Zukunft vermischt — ganz wie es im Märchen  
zugeht — in eins; es ist ein Lied mit unendlicher Melodie.  
Und wenn wir wollen, so finden wir uns selbst wieder am  
plaudernden Waldbach und halten Einkehr und schöpfen neue  
Jugend, neue Kraft. . . Wehe dem aber, dem es bei solchem  
Gepolander im Walde zu grauen anfängt, zu grauen vor sich  
selbst!

Und wieder ein anderes Mal stehen wir am Strande des  
Meeres und lauschen der Stimme der Wogen. Heute ist es  
das elegische Lied besänftigenden Friedens, das aus den Wellen,  
die über den Strand herauf schwellen, erklingt. Morgen ist  
es vielleicht der gewaltige Weltchoral der vom Sturm bis auf  
den Grund erregten und mit düsterem Antlitz und leidenschaftlich  
verzerrten Zügen uns anblickenden Flut, der die Seele ergreift.  
Immer aber ist es, als spräche die unabsehbare Wasserfläche:  
„Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der  
Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Und  
Gott sprach: es werde Licht und es ward Licht.“ — Und wenn  
unsere Seele lauscht, so vernimmt sie, was die Woge des Meeres  
nicht müde wird zu erzählen vom „Anfange“, und wie nur sie,  
die uranfängliche Flut, die Nähe des Gottesgeistes spürte, der  
über ihr schwebte. Wenn die Wogen emporschauend im ge-  
waltigen Chore das Sturmlied in Tönen singen, die kein Kom-  
ponist in Noten zu setzen, kein Poet in Worte zu fassen ver-  
mag, dann dünkt es uns, als brausen sie in selbiger Erinnerung  
an den Augenblick, da der erste Lichtstrahl rotgolden über die  
weißen Wellenkämme dahinzitterte, dem Weltpoeten einen  
Zubelpaan.

Freilich hat die Natur nur für den Seele und Sprache,  
der ihr nicht mit stumpf-alltäglichen Sinnen gegenübersteht und  
sie nicht bloß mit dem nüchternen Verstande zu begreifen sucht,  
sondern auch mit dem künstlerischen Empfinden des Herzens.  
Wehe uns, wenn uns die wissenschaftliche Erkenntnis der Natur



von ihrer Seelenlosigkeit überzeugte, wenn wir so furchtbar wissend und so blasirt und verwunderungsunfähig würden, daß Wald, Fluß und Bergschlucht uns nichts mehr zu sagen vermöchten! Denn dann hätten auch wir keine Seele mehr, sondern nur einen komplizierten Nervenapparat im Kopfe. Noch steht es aber nicht so um uns. Der Deutsche ist zwar so grundgescheit, daß er den Schöpfungsplan seelenruhig unter die Lupe nimmt und unverdrossen dem lieben Gott in die geheimsten Winkel seiner Werkstätte nachzugehen pflegt. Aber er plaudert dabei auch gern mit den Waldbögeln und verfaßt beim Botanisieren lyrische Gedichte, in denen die Blumen sprechen. Da hat es noch keine Not.

So lauschen wir denn weiter den Offenbarungen des Wassers. Da schießt in breiter, schimmernder Fläche, die flüchtig das Laubgrün der Ufer und das wechselnde Antlitz des Himmels wieder spiegelt, der Strom über das Wehr und stürzt sich dann kopfüber hinunter, jauchzend und spritzend und eine Strecke weit die weißen Schaumkämme dahinwirbelnd. Es klingt wie eine endlose majestätische Fuge. Während wir uns in das imposante, immer gleiche Wogenlied vertiefen, überkommt uns die Empfindung, als könnte man hierbei allmählich hinüber träumen in einen Zustand der Seelenruhe, der kein hastiges Herzklopfen, keinen Haß, keine Liebe, keine Begierde, keine Wünsche, keine Schmerzen mehr kennt, als könnte man sich selbst vergessen und die Zeit und ein Jahrhundert verträumen.

Wer aber unten am Ufer des wieder ruhig dahingehenden Stromes wandelt, mit dem knüpfen die Wellen, die in unregelmäßigen Pauken über den Kiesand und das feuchte, kurze Gras herauf klatschen, intime, scherzhafte Gespräche an. Sie scherzen: „Ich hasche dich, ich fasse dich und ziehe dich hinab. Komm, wiege dich auf unsern feuchten Armen — wir spielen mit dir gar lustige Spiele und könnten dir hübsche Dinge erzählen, die wir auf der langen Reise vom Gebirge her erlebt haben,“ und mit lecker Vertraulichkeit springt die Welle uns über den Fuß.

Wie anders klingen diese Stimmen, wenn gewaltige Regengüsse den friedlichen Fluß in einen rasend dahinschießenden, reißenden Strom verwandelt haben! Leidenschaftlich überstürzen einander die gelben Wellen, die schmutzigen Gischt vor sich her spritzen und wälzen. Das murrst und knurrt aus der Tiefe, wie unheimlich lauernernde Raubtierwut; das rauscht in heiser krächzendem Grimm, das heult plötzlich auf wie hungrige Gier, während die Wogen dahin springen, wie Herden raublustiger Bestien. Das nagt gefräßig am Ufer und zischt schlangentartig herauf. Das sind tausend Laute der Zerstörung, des Hasses, des Jornes wider alles, was im Bereiche der Flut zu leben wagt. Das ist die Feindschaft der unvernünftigen Elemente wider „das Gebild der Menschenhand“.

In den Rahmen der Kunst aber, wenn auch nur als reim- und regelloses Epos in Streckversen daherstürmend, fügt sich

herrlich des Wassers Stimme, wenn sie im Bergfluß, der durch die Felsenklammen tost, alle Laute der Sprache erschöpfend, tausend Empfindungen und Gedanken wiedergiebt. Das jauchzt in tollem Uebermut, das dröhnt im Hochgefühl der Kraft, das braust in Freude, das flüstert und rieselt geheimnisvoll, das raunt in ernster Weise . . . Ueberwältigt steht der Wanderer. Er vermag die Fülle der Offenbarungen nicht zu fassen, die ihm der Bergfluß zwischen den nassen, von grünen Schleiern verhangenen Felswänden darbietet. Er schaut in stummer Bewunderung auf die Wogen. Sie brausen und branden und toben und plätschern und plaudern und spritzen, sie rieseln und rauschen und schwagen und küssen und tosen, traumreden und flüstern und jauchzen und jubeln und dröhnen und donnern. Genug! Wer vermöchte alles dies dem jungen Titanen nachzubichten! Und tiefer im Lande, wo die Ebene sich breitet, hat der Fluß seinen Lauf gemäßigt. Wir begegnen ihm auf unserer Wanderung zum letztenmale. Die Schatten sind länger geworden. Da stehen wir auf dem Gipfel eines Hügels und blicken hinab ins Thal. Tief unten zwischen Erlengebüschen rauscht die einsame Wassermühle. Leise tönt es zu uns herauf, und leise klingt es durch unsere Seele:

„In einem kühlen Grunde

Da geht ein Mühlenrad“ —

und der ganze Zauber des deutschen Volksliedes geht uns auf, vielleicht wie noch niemals.

Wolff Weiß.



Ernst Wichert.

Wenn der große Königsberger Altertumsforscher, Professor Lohed, auf die Geschichte des delphischen Orakels zu sprechen kam und der uralten Tradition gedachte, daß das Heiligtum anfänglich der Themis, später erst dem Apollo geweiht worden, pflegte er wohl schmunzelnd innezuhalten und mit einem lebenswürdigen Lächeln hinzuzusetzen: „Woher es sich vielleicht noch heute erklärt, daß so manche junge Herren, die anfänglich der Themis geschworen, allmählich der ernstesten Göttin mit der Wage abjagen und auf Apollos Altar opfern.“

Dieser schalkhaften Hindeutung auf die Thatsache, daß so viele Juristen unserer Zeit dem Dienst des Rechts zu Gunsten der Poesie entsagen, mindestens neben der trockenen Rechtspflege die Poesie kultivieren, mußte ich gedenken, als ich nach der Lektüre von Ernst Wicherts neuestem trefflichem Roman „Eilemann vom Wege“ die langjährige reiche Produktion desselben auf fast allen Gebieten der Dichtkunst erwog und damit seine erfolgreichen Leistungen auf dem Gebiete der Rechtspflege zusammenhielt, Leistungen, die ihn im Laufe der Zeit aus dem armseligen Amtsstübchen in einem der armseligsten Landflecken Littauens auf den Richterstuhl im Konferenzsaal des althergebrachten Berliner Kammergerichts geführt haben. Fürwahr, es liegt in jener schalkhaften Kombination des großen Gelehrten etwas mehr als Scherz: zahlreiche Beweiszüge vor Augen, kann man fast nicht zweifeln, daß die Jurisprudenz ein fruchtbarer Untergrund für Blüte und Frucht der Poesie ist: nicht vergebens ehrten die Alten in der Themis die Vertreterin der göttlichen und natürlichen Ordnung, die Zukunftschauende, die Segenbringende, und nicht umsonst geben sie ihr als Symbol das Füllhorn. Demselben sollten nicht bloß Gesetze, sondern alles das entströmen, was dem Leben der Menschen Bestand und Wert, Reiz und Genuß verleiht — nicht zuletzt die Werke der schaffenden Phantasie!

Wie reich ist die Fülle jener, die wir Ernst Wichert ver-

danken! Ihre Gestaltung würde bei Menschen gewöhnlichen Schlags allein schon die volle Kraft, das ganze Leben fordern. Unserem Poeten sind sie die Ergebnisse sparsamer Mußestunden, in inbrünstiger Hingabe an das Reich des Schönen, Guten und Wahren geheiligt. In diese stillen Stunden geistiger Feier, seelischer Gehobtheit, drängte sich ihm nichts von jener beklagenswerten Jagd nach Stoffen und Vorwürfen, wie sie eine überreizte, pessimistisch-frankende Phantasie auskugelt; auch nichts von jener modischen Sucht der „Allerneuesten“, die, nach Art der Franzosen, Skandinavier und Russen, die Blume Poesie aus dem Bestumpf sozialer Zerrüttung, moralischer Verkommenheit zu pflücken suchen — ihm leuchtete die schöne ernste Mahnung an Deutschlands Poeten:

„Greif, Dichter, wieder in den eignen Busen,

In deines eignen teuren Volks Geschichte:

Dort oder nirgends wohnen deine Muses!“

allzeit als Leitstern vor, und zu keiner Zeit ist er dem Pfade, den dieses Gestirn beleuchtete, untreu geworden! Sinnenden Auges ging er den Schicksalen und Wandlungen seines Volkes, zumal in heimischer Provinz, nach, weckte er längst entschlafene Geschlechter zu neuem, vollkräftigem Leben, verklärte er längst vergangene Jahrhunderte mit dem goldenen Lichte der Poesie, und große Gebilde voll historischen Schwunges und überzeugender Lebenswahrheit vor uns aufrollend, mahnte er die schwächeren Gegenwart an die Großthaten einer mächtigeren Vergangenheit. Noch mehr: mit dem milden, seelenkundigen Auge des Poeten durchdrang er das schlichte, weltfremde Leben absterbender Volksstämme seiner Heimat, erschloß er auch hier reich sprudelnde Quellen des menschlich Großen und Schönen und schöpfte aus ihrer Tiefe jene Fülle von Stoffen, die uns, von seiner Phantasie künstlerisch gestaltet und verklärt, gleicherweise erfreuen und erschüttern.

Wer, der in Ernst Wicherts poetische Welt eingedrungen ist, gedächte nicht froh und dankbar der inhaltreichen Stunden,

die ihm aus dessen ergreifender Tragödie „Der Withing von Samland“, aus den gewaltigen Romanen „Heinrich von Plauen“, „Eilemann vom Wege“, aus der köstlichen Novellensammlung „Von der deutschen Nordostmark“, aus den trefflichen „Litauischen Geschichten“ erwachsen sind; wer wäre sich nicht des erhebenden, innerlichst fördernden und erquickenden Einflusses bewußt, den er der gewaltigen Romantrilogie „Der große Kurfürst in Preußen“, oder jenem von hohem dramatischem Leben durchglühten Schauspiel „Unser General York“ verdankt; wer endlich erinnerte sich nicht gern und mit fortwirkendem Wohlgefühl jener graziösen Lustspiele „Ein Narr des Glückes“, „Ein Schritt vom Wege“, „Biegen oder Brechen“, „Die Realisten“, „An der Majorsecke“ und so vieler anderer, mit denen uns der Dichter, zum Teil in sorgenvoller Zeit, über die lastenden Kümmernisse des Tages mit lebenswürdigem Lächeln hinweg führte! — Und wie wenig ist damit die ganze Fülle seiner poetischen Produktion erschöpft, wie viel Tüchtiges, Erfreuliches, künstlerisch Wertvolles wäre noch zu erwähnen. Erschlossen sich doch seinem Dichterauge überall, wohin er blickte, poetische Motive, Stoffe und Formen; war ihm doch — sein ganzes Leben hindurch — Atmen und Schaffen eins!

Sein „ganzes Leben“ — nicht doch! — wie das klingt! Als ob er schon am Rande desselben angelangt sei! Weit entfernt! Noch wandelt er unter uns, der lebenswürdige Poet, mit der ernst-heiteren Miene, der schlichten Würde, der warmen Anteilnahme an allem Guten und Schönen; noch glänzt sein Auge auf im Widerspiegel poetischer Empfindung; noch schafft die gabenfrohe Hand, die schöpferische, unermüdet am Werk der Dichtung; und mischt sich auch, dem heute Sechzigjährigen, hier und da ein graues Haar in Bart und Haupthaar, sie sind nicht Spuren ermattenden Alters, nein nur eine wirksame Folie für den Dichterlorbeer, der seine Schläfe in frischem Grün heut dicht und üppig umschlingt. Möge der wackere Poet seines wohl-erworbenen Kranzes noch lange froh werden!

L. J.



„Snob.“

Erzählung von Otto Brandes.

(Schluß von Seite 74.)

Nachdruck verboten.

Nachdem ich ins Hotel zurückgekehrt war und meinen Sekundanten gedankt hatte, zog ich mich auf mein Zimmer zurück. Da stand ich nun wieder vor dem Dilemma: Abreisen — oder bleiben. Mein Verstand entschied für das erstere, mein Herz für das Bleiben. Das närrische Ding sprach so laut, so überzeugend, zauberte mir ein so reizendes Bild vor, daß ich sehr, sehr schwankend wurde, dann aber zeigte mir der kühle Verstand die Lächerlichkeit eines unfehlbaren Korbes, den ich mir im Douville'schen Hause holen würde, sodaß ich mich schließlich entschied, zu reisen, und zu packen anfang. Nach wenigen Minuten unterbrach ich mich wieder in dieser wenig angenehmen Beschäftigung. Ich setzte mich hin und schrieb einen Brief an die Gräfin, in welchem ich bat, mich zu entschuldigen, wenn ich, ohne mich bei ihr zu verabschieden, Paris verlasse, aus dem mich dringende Geschäfte plötzlich in die Heimat zurückriefen. Obwohl das Schreiben in dem banalsten Tone abgefaßt war, wollten mir die Schriftzüge nicht aus der Feder heraus. Jeder einzelne Buchstabe protestierte gegen das, was ich da niederschrieb. Endlich war ich damit zustande gekommen. Ich klingelte einem Chasseur des Hotels. Als ich ihm den Brief einhändigte, der den Verzicht auf ein kaum noch erträumtes Lebensglück enthielt, mußte meine Hand wohl bedenklich zittern, denn der Junge fragte mich verwundert, ob vielleicht geheizt werden sollte. Die Thür wurde ins Schloß geworfen. Der Brief war fort. Ich hätte einen lauten, einen ungeheuren Schmerzensschrei ausstoßen mögen.

Ich hatte meine Rechnung ohne die Pariser Reporter, diese Trüffelhunde des Journalismus, gemacht. Die Abendblätter brachten mein Duell mit allen Einzelheiten. Ich war außer mir, was namentlich mein nagelneuer Cylinder empfand, den ich mit aller Gewalt in die Hutkachel zu pressen suchte, obwohl sich auf dem Boden derselben, ohne daß ich es bemerkt hatte, ein wohlbeleibtes französisches Dictionnaire befand. Der Boden des schwarzen Ungeheuers stand eben im Begriffe, gutmütig dem Druck auf die Sprachparabüchse nachzugeben, als man klopfte und, noch ehe ich hereingerufen, der von einem schwarzen Bart umrahmte Kopf eines Kommissionsärs erschien. Der Kerl in seiner blauen Sammetjacke musterte mich eine Weile, und nachdem diese Prüfung, wie es schien, zu seiner Zufriedenheit ausgefallen, hielt er mir einen Brief hin, wobei er in einem auwergnatischen unmöglichen Französisch mich fragte, ob der Adressat auf seinem Billet und ich dieselbe Persönlichkeit sei. Nachdem er sich vergewissert, daß er den Brief keinem Fremden ausgehändigt hatte, zog er sich mit einem ungeschickten Krachfuß zurück. Die Adresse des Briefes war in einer kleinen, etwas unregelmäßigen, aber sehr individuellen Handschrift, die kaum an eine Damenhand erinnerte, geschrieben. Zögernd öffnete ich.

Wenn Sie einig Interesse noch für Snob und seine Herrin haben, so besuchen Sie uns heute abend. Mama ist über das Vorgefallene untröstlich, und Madeleine bewundert Ihre Großmut. Cl. de D.

Eine Weile starrte ich wie verzaubert auf das Papier, dann — na nun lache nicht, Hohenthal! — drückte ich den Brief an die Lippen und sprang wie ein Verrückter im Zimmer umher. Gaben diese Zeilen, die allem ein Schnippchen schlugen,

was Übung und Sitte in dem im Verkehr der jungen Mädchen mit der Herrenwelt so strengen Faubourg fordert, mir doch einen vollgiltigen Beweis dafür, daß ich Clémence nicht gleichgültig war. Hatte sie sich nicht schon dergestalt in meine Empfindungswelt hineingelegt, daß sie begriffen, nur ein ungewöhnlicher Schritt ihrerseits konnte mich von einer sofortigen Abreise zurückhalten, die sie — sie gestand es durch ihr Briefchen ein — nicht wünschte?

Von einer Abreise war nun natürlich nicht mehr die Rede. Ein im Wagen nachgeschandter Diener jagte dem Chasseur meinen Abschiedsbrief an die Familie Douville wieder ab. Ich packte wieder aus. Mein Cylinder hatte eine unbezeichnenbare Form angenommen, aber das Dictionnaire, welches ich nunmehr in der Hutkachel bemerkte, befand sich sehr wohl.

Der Empfang am Abend im Douville'schen Hause war überaus herzlich. Die Gräfin-Mutter bat mich, zu vergessen, daß mir die Beleidigung von einem Verwandten und in ihrem

Lehr, der sich zwischen Clémence und mir im Laufe der Zeit herausgestellt hatte, auf meine Werbung zugesagt sein mußte, überraschte, ja erschreckte sie der Antrag. Zu dem Gedanken, sich von der geliebten Tochter trennen, sie weit fortgeben zu müssen in ein Land, dessen Bewohner sie haßte, gefellte sich die Abneigung, ein Glied dieses Volkes in ihre Familie aufzunehmen, kam die Furcht vor der Nachrede ihrer Standesgenossen, eine Furcht, in welche sich die Scham mischte, da man eine Unverschämtheit zur Schau getragen, die durch den Verlust des einzigen Sohnes leicht erklärt werden konnte. Schließlich mußte die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses ins Gewicht fallen. Ich hatte im Laufe unserer abendlichen Unterhaltungen mehrfach durchblicken lassen, daß ich niemals jemanden in seiner religiösen Ueberzeugung beengte, aber auch niemals an meinem Glauben rühren lassen würde. Glücklicherweise war der Beichtvater der Familie ein trefflicher, vorurteilsfreier Mann. Er mußte den Ausschlag in der Sache geben, und ich hatte aus

Unterhaltungen mit ihm die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Menschenherz, in welchem der Gottesfunke der Liebe erwacht ist, ihm ein viel zu heilig Ding war, als daß er schände diesen Funken mit dem kalten Wasserstrahl der Dogmatik zu löschen versucht hätte. Außerdem kannte er Clémence genau, er wußte, daß dies nicht leicht, vermutlich unmöglich gewesen wäre.

Ich erhielt weder eine zustimmende, noch eine ablehnende Antwort. Die Gräfin erbat sich unter den bei solchen Anlässen üblichen Redensarten vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Soll ich dir sagen, wie unendlich lang mir diese Zeit geworden ist?

Clémence hat mir später gestanden, daß die Unterredung, die sie infolge meiner Werbung mit ihrer Mutter hatte, eine lange, sehr ernste war. ‚Vermochte sie‘ — so sagte sie mir — ‚den leisen Vorwürfen der Mutter über die Prinzipien-Treulosigkeit doch nichts entgegenzustellen als, ein ungestümes: ‚Ich liebe ihn aber, Mama!‘ Vor dieser reinen lodernen Flamme zerbrach denn auch bei der Gräfin die Abneigung vor dem Fremden, verflüchtigte sich der Gedanke, daß dieser Fremde den Landesfeinden angehörte, die ihr den Sohn getötet hatten. Das im Lieben große Mutterherz sah nur noch das Glück ihres Kindes.

Ich war nicht trotzig genug, so äußerte sich die Gräfin zu mir, als sie mir ihre Einwilligung zu der Vermählung gab, dem durch trübes Gewölk dringenden einzigen warmen Sonnenstrahl, den Gott in mein freudloses Heim sandte, den Eingang in dasselbe zu wehren.

Ich erhielt das Jawort unter gewissen Bedingungen. Ich mußte mich verpflichten, in den nächsten drei Jahren mit Clémence meinen Wohnsitz in Paris zu nehmen. Gern ging ich auf diesen Vorschlag ein, da uns gestattet werden sollte, in voller Zurückgezogenheit diese Zeit zu verleben.

Neugierig war ich, wie Madeleine dieses Ereignis aufnehmen würde. Sie beglückwünschte mich in zierlich geflegter Rede, in welcher sie meinen deutschen Accent in überaus komischer Weise nachahmte. Zum Schluß ihrer gutmütigen Spötereie reichte sie mir aber die Wangen, die ich als zukünftiger Schwager küssen durfte.

Wenn ich sagen soll, daß der Brautstand in Frankreich etwas außerordentlich Angenehmes sei, so müßte ich lügen. Jeden Tag durste ich ein ‚bouquet blanc‘, einen Strauß aus weißen Blumen, schicken, auch hier und da nicht allzu wertvolle Geschenke machen und meiner Clémence beim Kommen und Gehen, in Gegenwart der Mama und der jedesmal ironisch lächelnden Madeleine zwei Küsse auf die Wangen hauchen.



Der entlarvte Schwiegersohn. Gemälde von H. Schmutzler.

Hause zugefügt worden war. Madeleine sah mit einer Art Bewunderung, die mich schließlich zu genieren anfang, zu mir empor. Was soll ich dir von Clémence sagen? Ihre Hand zitterte, als ich dieselbe in der meinen fühlte. Ein leiser Druck und die bei einer Gelegenheit, als sie uns unbeobachtet glaubte, mir zugeflüsterten Worte: ‚Einer solchen Gefahr dürfen Sie sich nie wieder aussetzen, versprechen Sie mir das,‘ machten mich im Innern hell aufzubeln.

Ich blieb lange, sehr lange an diesem Abend, und ich fühlte es, ich war der Familie näher gekommen. Doch ich will nun zum Schluß eilen, den du ja ohnedies kennst.

Bald erschien ich zum großen Erstaunen der Dienerschaft in dem sonst spröde jedem Besuche verschlossenen Hause täglich, und eines Tages hielt ich selbst, da ein Verwandter mir in Paris nicht zur Verfügung stand, um Clémences Hand bei der Mutter an.

Obwohl es mir gelungen war, mir die volle Zuneigung der Gräfin zu erwerben, obwohl sie bei dem herzlichsten Ver-



Nur einmal — wir waren einen Augenblick allein — setzte ich Clémence in fliegender Hast auseinander, wie der Brautstand in Deutschland doch ein so ganz anderer sei.

„René, versuchen Sie es einmal mit der deutschen Methode“, war die lustige Antwort.

Und da lag sie in meinen Armen von meinen Küssen erstickt.

„Ah! mais ça, c'est trop indiscret“, ertönte plötzlich durch das Geranke der Laube die Stimme der Gräfin Birkenfeld, die wohl schon einige Zeit unserer Erzählung gelauscht haben mochte, eine Unterbrechung, die mich belehrte, daß die Gräfin vollständig des Deutschen mächtig war.

„Schätz!“ entschuldigte sich Birkenfeld hocherröthend, „siehst du, das ist die einzige glänzende Erinnerung aus unserer Brautzeit, und weiß das Herz wohl ist, daß geht der Mund über. Außerdem möchte ich diesem eingeseigten Junggesellen den Geschmack an der Ehe beibringen. Sie ist das einzige reelle Glück im Leben. — Komm, sei mir wieder gut. Hohenthal ist der erste Landsmann“, fügte er naiv entschuldigend hinzu, „dem ich von diesem Glücke habe reden können. Du bist mir nicht böse, nicht wahr?“

Die kleine Gräfin lächelte und reichte ihrem Niesen die Hand, die dieser andächtig an seine Lippen führte und nicht wieder losließ.

„Meine Herren,“ begann nach einigen Sekunden des Schweigens die Hausherrin, „Sie scheinen gar nicht bemerkt zu haben, daß Sie hier viele Stunden lang geplaudert und daß wir nur noch Zeit zu einem kleinen Spaziergang haben, um uns dann zum Empfange der Gräfin Douville und zum Diner zu rüsten.“

Wir wanderten an der Seine entlang, auf der die Sportboote der Ruderklubs hin- und herflogen.

Im Laufe der Unterhaltung gab ich meiner Verwunderung Ausdruck, daß Birkenfeld gerade Añterès als buon retiro gewählt hatte.

Er erklärte mir, daß es ihm darum zu thun gewesen sei, seinen Wohnsitz möglichst geheim zu halten, was er bei der Wahl eines fashionablen Landaufenthaltes nicht hätte erreichen können. Die Schonung der Empfindungen seiner Schwiegermutter hätte ihm eine absolute Zurückgezogenheit auferlegt, ohne welche ein größerer deutscher Verkehr in seinem Hause unvermeidlich gewesen wäre. „Dann aber haben vor einiger Zeit meine Bauern den unglücklichen Gedanken gehabt, mich in den Reichstag wählen zu wollen. Das war ihnen bei der Hartnäckigkeit, mit der diese Leute an einer einmal als zweckmäßig erkannten Idee hängen, nur damit auszureden, daß meine Bevollmächtigten ihnen vorstellten, ich sei auf einer Reise um die Welt begriffen, und es sei unmöglich, meine Einwilligung zur Annahme der Wahl rechtzeitig zu erhalten. In den nächsten Tagen wird man meinen Amtssatz wählen, und erst dann kann ich wieder frei aufatmen. Uebrigens ist die von meiner Schwiegermutter für unseren Aufenthalt hier ausbedungene Frist bald vorüber, und dann gedenke ich in die Heimat überzusiedeln.“

„Wird die Gräfin-Mutter darüber nicht sehr unglücklich sein?“ wandte ich mich fragend an die Frau meines Freundes?

„Seit vorigem Herbst scheint Mama die Trennung nicht mehr als etwas so Schreckliches anzusehen. Sie hat im letzten Sommer, während wir einen Ausflug auf unser Schloß in die Bretagne machten, mit Madeleine zum erstenmale seit dem Tode des Bruders, welcher, ein tüchtiger Bergsteiger, für die Schweiz schwärmte, einen Ausflug an den Bierwaldfäster See gemacht. Aus einzelnen Andeutungen entnehme ich, daß sie eine Reise in „unser“ verhasstes Deutschland nicht mehr für unmöglich hält.“

Ich suchte der Gräfin eine möglichst gute Idee von unserer Heimat beizubringen. Unwillkürlich streifte die Unterhaltung das Gebiet der Politik, und ich war nicht wenig erstaunt, bei der kleinen Frau eine rege Teilnahme an den Tagesfragen und eine gründliche Sachkenntnis in dem, was Deutschland im gegenwärtigen Augenblick bewegte, zu entdecken. Nicht alles behagte ihr in unseren sozialen Verhältnissen, aber für vieles hatte sie Worte der Anerkennung und des Lobes, überall aber besaß sie sich einer vorurteilsfreien Kritik. Birkenfeld war seiner Gemahlin ein tüchtiger Lehrmeister gewesen und hatte sie auf ihre künftige Lebensstellung in ernstester Weise vorbereitet.

„Seien Sie unbeforgt,“ sagte sie mir, als ich ihr meine Freude darüber ausdrückte, daß sie sich bereits so in das Leben unserer Heimat eingelebt habe. „Ich mache es nicht wie die Fürstin Radziwill, ich werde mir bei der Abreise von Paris kein Retourbillet kaufen. Was eine Douville will, will sie ganz. Ich habe meinem Niesen versprochen, ihm eine Gefährtin zu sein — wie sagte doch schon der Père Morot?“

„In Leid und Freud — in der Not bis zum Tod,“ murmelte Birkenfeld fast andachtsvoll.

„Das werde ich treu und redlich halten.“ — Die Gräfin war bei diesen mit der ihr eigentümlichen Energie gesprochenen Worten, den Blick auf ihren Mann geheftet, stehen geblieben, der die in seinem Arm ruhende Hand ergriff und drückte.

Ich suchte nach einem passenden Worte der Bewunderung, fand aber keines, welches nicht in dem gegenwärtigen Augenblicke banal gewesen wäre, und plagte plötzlich, mich zu Birkenfeld wendend, mit einem deutschen „Glücksmensch!“ heraus.

Es war inzwischen 6¼ Uhr geworden. Wir hatten die Villa wieder erreicht. Eine Viertelstunde später fuhr ein Wagen vor. Es läutete. Clémence eilte den Thüren entgegen. Sie hatte gebeten, sie auf meinen Besuch vorbereiten zu dürfen.

Nach einigen Minuten betreten die Damen den Salon, in welchem wir sie erwarteten. In demselben Augenblick stießen zum großen Besremden Birkenfelds wir drei, die Gräfin-Mutter, die Komtesse und ich, einen Schrei der Ueberraschung aus.

„Madame Dupont,“ stotterte ich — „Mademoiselle Claire...“

„Comment done, Graf Hohenthal, das ist meine Mutter und Schwester! — Sie irren,“ unterbrach mich Gräfin Birkenfeld, die eine Ungeschicklichkeit, eine Taktlosigkeit meinerseits infolge einer Verwechslung fürchten mochte.

Ich konnte nichts anderes thun, als energisch den Kopf schütteln. Die beiden Ankömmlinge brachen in ein heiteres Gelächter aus, welches das Paar Birkenfeld erst recht nicht verstand.

„Sie schütteln mit dem Kopfe, Graf,“ fuhr die kleine Frau ungebürlich auf. „Sie werden mir doch zugeben, daß ich meine Mutter und meine Schwester kennen muß? Uebrigens scheint ja eine Vorstellung nicht nötig zu sein,“ setzte sie spitz hinzu.

„Madame la Comtesse est servie!“ tönte es plötzlich in dem Thürrahmen des Eßzimmers.

„Graf Hohenthal, darf ich um Ihren Arm bitten?“ wandte sich die Gräfin Douville an mich. „Wir geben meiner Tochter bei Tisch die Aufklärung, die wir Ihrer verzehrenden Neugierde schulden.“

Wir begaben uns in das Eßzimmer. Madeleine hielt sich in respektvoller Entfernung von ihrer Schwester, um nicht mit vorzeitigen Fragen gequält zu werden.

Die Suppe war serviert. Gräfin Birkenfeld erteilte dem Diener einen Wink, sich zu entfernen.

„Nun, ich sehe, daß ihr vor Ungeduld vergeht, zu erfahren, wo ich bereits mit Graf Hohenthal zusammengetroffen bin,“ begann die Gräfin-Mutter heiter. „Erraten würdet ihr's schwerlich, und so muß ich mich schon zu einer kleinen Beichte entschließen. Als wir im vergangenen Jahre, und nach langer Zeit zum erstenmale wieder, von euch getrennt waren, konnten wir, durch den Gedanken gepeinigt, euch bald an die uns unbekannt Fremde zu verlieren, der herrlichen, uns umgebenden Natur nicht froh werden. Eine unbegreifliche Sehnsucht ergriff uns, die Stätte kennen zu lernen, wo ihr später weilen würdet. Eines Tages packten wir kurzentschlossen unsere Koffer und reisten in kleinen Etappen über München nach Berlin. Wir hatten uns vorgenommen, euch beide von diesem Ausfluge nicht eher etwas zu sagen, als bis ihr in eurem Heim angekommen wäret. Unsere Briefe erhieltest ihr nach wie vor von Apenstein. Ich gestehe euch, daß ich glücklich bin, diese Reise unternommen zu haben. Wie haben sich meine Anschauungen über Land und Leute berichtigt! Beruhigt lasse ich dich, mein Kind, jetzt in deine neue Heimat ziehen, wo so grundverschieden von unserem unglücklichen Vaterlande die Liebe zum Throne, die Verehrung für die Kirche in so einfach schlichter, in so herzlicher Weise zum Ausdruck kommt. Welch eine Ordnung allerwärts, welche eine Achtung vor dem Gesetz und den mit der Ausführung desselben Betrauten, und das selbst bei denen, welchen die heutige soziale Ordnung mißfällt! Welch eine ernste Bildung in allen Volksschichten, dabei eine, wenn auch zuweilen tölpelhafte, doch immer gut gemeinte Galanterie gegen die Damen, die sich bei uns immer mehr verliert!“

Birkenfeld strahlte bei diesen Worten über das ganze Gesicht, und Clémence lauschte gespannt, während Madeleine, die sonst einen Preußen ganz allein verpöste, zustimmend zu den Ausführungen ihrer Mama nickte.

„Wir machten uns allein auf den Weg,“ fuhr die Matrone fort, „und um ungeniert in alle Gesellschaftschichten bringen zu können, hatte ich den bürgerlichen Namen Dupont angenommen. Allzu neugierigen Gastwirten erklärte ich, in Handelsgeschäften zu reisen.“

Bei der bereitwilligen Hilfe, die uns von allen Seiten zu teil wurde, war unsere Fahrt vortrefflich von statten gegangen. Nur auf dem letzten Meilenstück, wo wir uns einige Tage aufhalten wollten, passierte uns ein kleiner Unfall. Unsere Koffer waren nach Hamburg weiter gegangen. Vergeblich bemühten wir uns, dem Stationsvorsteher unser Mißgeschick begreiflich zu machen. Wir konnten uns absolut nicht verständigen. Da ward jener Herr unser Retter in der Not.“

Ich verbeugte mich stumm.

„Er verhalf uns innerhalb vierundzwanzig Stunden zu unseren Sachen und gab uns, als er galant am nächsten Tage erschien, uns das Eintreffen unserer Koffer anzukündigen, auch sonst allerhand nützlichen Aufschluß über die Verhältnisse der Gegend. Er erzählte uns von Ihrem Verschwinden, Birkenfeld, und machte uns die überraschende Mitteilung, daß Sie sich auf einer Reise um die Welt befänden; ja er beklagte, daß Sie, ein früher so fideles Kamerad, nach dem Tode Ihrer Eltern ein so welt-scheuer, unnahbarer Mensch geworden seien, sodas er als Gutsnachbar, der allerdings meistens nur auf seine Güter sich beuge, um die Kasse seines Verwalters etwas zu erleichtern, seit Jahren nicht mehr wisse, wo Sie sich aufhielten.“

Birkenfeld schmunzelte.

Wir aber fing die Erzählung der Gräfin an, unheimlich zu werden.

„D, der Herr Graf erklärte, sich für die nächsten Tage ganz in unseren Dienst stellen zu wollen, ja er behauptete, als ich im Laufe unserer Unterhaltung einfließen ließ, daß ich mich, sobald ich auf den Gütern mehrere Kunden besucht hätte, direkt in die Schweiz begeben würde, keinen anderen Wunsch zu hegen, als dem Lande des alten Scharfschützen Tell, wie er sich mehr flott als empfindsam ausdrückte, ebenfalls mal wieder einen Besuch abzustatten. Unsere bescheidenen Zimmer gleichen bald wahren Rosenhainen. Der Graf — ja vergraben Sie nur Ihren Kopf in Ihre Serviette! — überschüttete uns mit Aufmerksamkeiten. Die Sache fing an, mir schließlich sehr peinlich zu werden. Räumen Sie's nur ein, Graf Hohenthal, ich habe meine Rolle als „marchande de mode“ sehr gut gespielt, und Sie hatten nicht übel Lust, mit Mademoiselle Dupont einen kleinen Roman anzufangen.“

„Aber Gräfin,“ unterbrach ich die neckisch lächelnde Matrone ehrerbietig, „wie können Sie nur glauben —“

Ich fühlte, wie mir das Blut in die Schläfe schoß, und sah, wie Madeleine erröthend der Mama einen vorwurfsvollen Blick zuwarf.

„Wir schlugen dem Herrn aber ein Schnippchen und entflohen heimlich,“ fuhr die Gräfin fort. „Ich lehrte nicht in die Schweiz zurück, sondern besuchte das Grab Gastons, welches in seinem Blüten schmuck mir verriet, daß die treue Pflegerin meines armen Sohnes ihre Fürsorge auch noch auf die Stelle ausdehnte, wo seine irdische Hülle ruhte. Ich habe im Schlosse Unkel bei Tante Betty eine traurig-frohe Stunde verbracht. O, es giebt gute Menschen in Deutschland, es giebt sie überall! Tante Betty, diese treue Seele ist aber ein Juwel.“

Eine Pause, in welcher jeder sich einen Moment lang seinen Empfindungen überließ, trat ein; dann verfiel die Gräfin-Mutter wieder in ihren früheren heiteren Ton: „Dem Schicksal, mit Ihnen, Herr Graf, aber noch einmal zusammenzutreffen, bin ich nun doch nicht entgangen.“

„Ach Mama, und wenn du nun erst wüßtest, wie Graf Hohenthal zu uns gekommen ist,“ unterbrach Clémence die Mama. „Graf! Graf! Was hat die Vorsehung mit Ihnen vor?“

Nun, ich wußte es schon an jenem Abend, was sie mit mir vorhatte. Unter den Pantoffel wollte sie mich bringen, und zwar unter den Pantoffel der kleinen Preußenfresserin Madeleine.

— E n d e . —

## Ein Naturgesetz der Kleidsamkeit.

Nachdruck verboten.

Als vor etwa vier Jahren in Berlin eine polychrome Aus- stellung stattfand, hatte man Gelegenheit, die lebens- große Statue Raphaels in Marmor mit einer gefärbten Nachbildung in Gips zu vergleichen. Und das allgemeine Ur- teil entschied sich für die Farblosigkeit. Auch hüten sich seitdem die bildenden Künstler, ihrer Neigung zur Polychromie allzu- freien Lauf zu lassen. Da, wo sie das ganze Gewicht der be- absichtigten Wirkung auf den Adel der Form legen, wählen sie den edlen carrarischen Marmor zum Material. Die Statue einer Göttin oder eine lebensgroße Porträtstatue, wie die Thor- waldensche der Fürstin Baryatinski, scheint ihnen durch jede Art von Farbenanstrich an Lebendigkeit zu verlieren, statt, wie man annehmen sollte, durch eine größere Naturwahrheit solche zu gewinnen. Selbst bei der Porträtbüste wagen gerade die größten Bildhauer nur eine leise Tönung, oder vielmehr sie deuten die Stoffunterschiede lediglich durch die Behandlung der Oberfläche an. Und nur bei den Rippen und lediglich dekora- tiven Werken der Plastik lassen sie dem Verlangen nach Farb- keit die Zügel schießen.

Auch die Kleidsamkeit scheint an ein ähnliches Gesetz ge- bunden. Wir möchten es das der Kompensation von Form und Farbe nennen. Wie es eine Farbenharmonie giebt, so scheint es auch ein gleichsam kontrapunktistisches Gesetz zu geben, welches die Farbe in ein Verhältnis zur Form bringt, das wohlthuend wirkt oder geschmacklos erscheinen kann. Und da sich über den Geschmack nicht streiten läßt, so scheint es auch gewagt zu sein, dieses Gesetz in eine bestimmte Formel zu zwingen. Indessen so viel läßt sich wohl von vornherein fest- stellen, daß eine Erscheinung von klassischer, imposanter oder besonders fein ziselirten Formen durch allzu grellen Farben- anstrich in der Kleidung in ihrer Totalität verliert. Wir er- innern uns, daß eine gefeierte Schönheit dieser Art die ganze Wirkung, welche sie sonst ausübte, einer seiner Zeit in hohem Ansehen stehenden indisch roten Taille zuliebe aufs Spiel setzte. Bei ihrer Schwester dagegen, welche klein, zierlich und außer- ordentlich beweglich war, trat eine ähnliche Wirkung nicht zu- tage. Im Gegenteil. Die Pikanterie ihres Wesens schien durch die grelle Färbung ihres Kleides noch um einiges erhöht zu werden. Es war genau der Unterschied wie zwischen der impos- anten Statue, die man sich mindestens einfarbig denkt, und der Rippenfigur, die man sich nicht wohl besser als lebhaft ge- tönt vorstellen kann.

Die Natur sogar scheint sich an dieses Gesetz der Kom- pensation von Form und Farbe zu binden. Sie spart sich die grellen Farbeffekte für ihre kleinen und kleinsten Geschöpfe auf. Sie läßt den Kolibri in allen Farben glitzern und schil- tern, wie den Demanten und den Tauropten. Die gewaltige See aber kleidet sie in mildes Blau, das gigantische Felsgestein ist eintönig, die großen Lebewesen, welche aus der Urwelt zu uns herübertragen, gemahnen gleichzeitig in ihrer Farbe an den Urnebel, der sie einst umhüllte. Wir denken natürlich dabei an den Elefanten, ohne in unserem Vergleich weiter zu gehen. Zu einem solchen Vergleiche würden wir den Schwan erwählen, den größten unter den gefiederten Vögellern der Gewässer. Wie würdevoll, fast feierlich zieht er auf dem den Himmel spiegelnden Teiche einher, gekleidet in das einfarbigste Gefieder, das denkbar ist, während die flinke, ewig bewegliche, schnatternde und nicht wenig kokette Ente bereits in eine Vielfarbigkeit ausbricht, die zuweilen fast komisch anmutet. Ja, man darf noch weiter gehen. Große Geschöpfe, welche das erwähnte Gesetz verleugnen, erscheinen uns nicht selten ab- sonderlich, absurd, bizarr, wie die Giraffe, oder fürchterlich, wie der blutdürstige Tiger, oder sie sind launisch und unzähmbar wie das Zebra.

Unsere holde Leserin verüble es uns nicht, wenn wir das Gesetz auf dem Gebiete der Bekleidungslehre auffuchen. Sie denke an den Unterschied der Geschlechter im allgemeinen in Bezug auf die Farbenverwendung. Seitdem sich der Geschmack verfeinert, vervollkommenet oder mit der Natur mehr in Ein- klang gesetzt hat, verzichtet das männliche Geschlecht auf die Polychromie, also auf die Vielfarbigkeit, fast ganz und gar. Nur in Momenten der Exaltation, wo die Geschichte in Staats- aktionen weit ausgreift, spielt das Purpurgewand, der goldene Mantel, das weithinleuchtende Ordensband eine Rolle. Auch dann, wenn die Friedenswerkzeuge, Flug, Hammer und Meißel, beiseite gelegt werden und der Mann zum Schwerte greift, schreitet er wie der Tiger einher im „bunten Tuch“. Dann aber verkündet schon sein Gang das Ungewöhnliche seines Thuns. Die Naturvölker, der Indianer, der Neger, bedecken sich alsdann mit den „Kriegsfarben“, sie bemalen sich von oben bis unten, dem Feinde zur fürchterlichen Warnung. Aber auch in ent- gegengesetzter Richtung sich ins Extrem begebend, wählt der Mann das grelle Kleid. Im Fasching zumal. Der Harlekin, der Hofnarr von ehemals übten ihr schweres Amt im bunten Wams. Ihr Amt ist, dem Ungewöhnlichen nachzujagen, durch Kontraste und die letzten Konsequenzen gesellschaftlicher Sophis- men und Trugschlüsse die Mitmenschen auf dem Wege des Lachens zum Nachdenken zu bringen. Vor allem — ste postieren nicht. Dies überlassen sie den Hamlets, welche im eintönigen Gewande von erstem Schwarz dahinwandeln oder grübelnd stehen, wie mahnende Statuen.

Wie schon gesagt, in eine Formel läßt sich die Regel von der Kompensation von Form und Farbe, oder Form und In- halt, oder Farbe und — Umfang nicht bringen. Es giebt eben, wie es eine Philosophie, eine Politik des Unbewußten giebt, auch einen Geschmack, der unbewußt über die Kleidsamkeit und Angemessenheit des Farbigen entscheidet. Es giebt auch auf dem Kulturbete der Mode ein Naturgesetz, dem die Anwend- barkeit der Farbe unterliegt. Sie ist ein Kind des Augen- blicks, und das Auge stumpft sehr bald gegen dieselbe ab. Sie wirkt plötzlich, sie blendet, sie kann sogar erschrecken. Sie ist der Ton, der Ruf, wenn man will, der Gesang der Dinge, während die Form der Sprache vergleichbar ist, welche eine ruhigere, aber auch nachhaltigere Wirkung ausübt. Man spricht unwillkürlich von einem Farbenton und von einer Färbung des Tons, obwohl beide an ganz vereinbare Sinne sich wenden, an Auge und Ohr. Aber dennoch haben sie das Wesentliche miteinander gemein, daß sie stufig durch Intervalle unterschieden sind. Ihr Charakter wird durch die Anzahl der Schwingungen des Aethers oder der Luft bedingt. Ebenjo hat das Schnecken- gehäuse des Ohrs denselben Charakter wie die Nektar des Auges. Sie gleichen beide einem Klavier, auf dem Licht und Ton ihre



Symphonien spielen. Und so finden wir denn dasselbe Gesetz, welches auf dem Gebiete des Sichtbaren die Farbe in ein Verhältnis zur Form bringt, auf dem Gebiete des Hörbaren wieder. Was dort die Farbe, ist hier der Ton, der Klang, das dröhnende Pathos. Dem Kriegskleide entspricht der Schlachten- gesang, dem Feierkleide der weisewolle Vortrag, dem bunten Gepränge der Menge der weithintönende, viestimmige Chor- gesang, der Harlekinjacks das Schelmlied. Das verkönt und verraucht. Wenn aber der Mensch zum Menschen sich wendet, um ihn auf ewig und immer zu gewinnen, zu überzeugen, zu fesseln, dann entsagt er allem Aeußerlichen. Er wendet sich mit schlichter Sprache an das innerste Wesen, oft mit einem nur geflüsterten Wort.

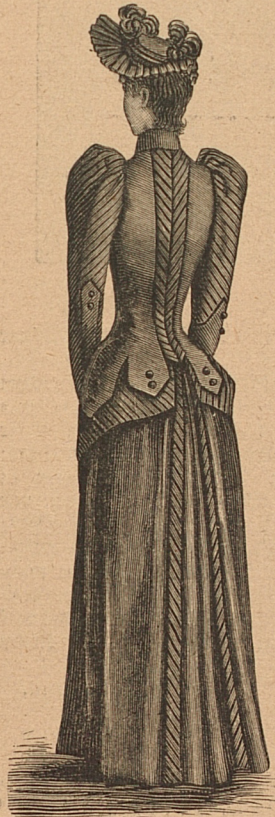
Ottomar Beta.

### Neues vom Bücherfisch.

„Ein Goethe-Strauß.“ Jugendgedichte Goethes nach der Handschrift des Dichters vom Jahre 1788, biographisch erläutert von Robert Keil. Mit zehn Illustrationen und einem farbigen Lichtdruck: „Die schöne Mailänderin“. Verlag der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart. — Zu den trefflichen, höchst dankenswerten Schriften Robert Keils über Goethe und die Goethezeit, alle die Früchte liebevoll eindringender Forschung und umfassenden Wissens, gesellt sich hier ein lebenswürdiges, reizvolles Buch, dem wir die lebhaft empfangene Licht des deutschen Publikums versprechen möchten: die Jugendgeschichte des großen Dichters, entwickelt an zwanzig seiner schönsten und innigsten Lieder. Welch ein glücklicher Gedanke liegt dieser schönen und lang entwickelten Publikation zu Grunde! Goethes Lieder, so tief empfunden, so seelenbewegend, Musik in jedem Wort, hinterlassen dem weniger kundigen Leser immer das Gefühl unzulänglichen Verständnisses, den lebhaften Wunsch nach Aufklärung der Veranlassung wie der Bedeutung derselben für des Dichters Leben, umso mehr, als Goethe selbst nach dieser Richtung hin einen Schleier über seine Lyrik auszubreiten liebte. Hier tritt der Herausgeber obengenannten Buches aufklärend und deutend ein und zaubert dem Leser für jedes Gedicht den vollen farbigen und lebensfrischen Hintergrund aus Goethes Leben vor das Auge, läßt gleichsam diese holden seelenvollen Lieder aus des Dichters bedrängter Brust vor unseren teilnehmenden Augen ersehen. Das ist denn freilich eine andere „Goethe-Forschung“, als jene gepreizte Wissenschaftlichkeit, die nach Schätzen gräbt und stolz ist, „wenn sie Regenwürmer findet“. Haben wir doch kürzlich erleben müssen, daß ein „Goethe-Forscher par excellence“ als jüngstes Ergebnis seiner Schatzgräberei u. a. die erforschte Thatfache produzierte, wieviel Thaler und Groschen der Dichter auf einer Reise nach Dresden „inklusive Schmiergeld“ für den Wagen habe bezahlen müssen!

### Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „März“.

Fig. 1. Promenadenkleid aus Cheviot. Für dieses ebenso einfache wie hübsche Kostüm hat man glatten, sowie in sich gestreiften Cheviot verwendet. Zur Herstellung desselben richtet man zunächst den unteren Rock 204 Cent. weit aus Taffet her, begrenzt ihn am unteren Rande mit einer 7 Cent. breiten Pflissfrisur, verzieht die Innenseite des Rockes mit einer 12 Cent. breiten ausgezackten Frisur von gleichem Stoff und garniert ihn unten mit einem 24 Cent. hohen schrägen Volant von glattem Cheviot, dessen unterer Rand 8 Cent. breit nach innen umgelegt und auf dem Rock befestigt, der Pflissfrisur desselben pufsenartig aufliegt; hinten ist der Rock, 17, 49 und 69 Cent. weit von oben entfernt, je mit Gummi- spangen und Bändern zum Zurück- binden versehen. Die Garnitur des Rockes besteht vorn und an den Seiten aus einem der Länge desselben entsprechenden, 184 Cent. weiten Teil aus glattem Cheviot, der vom unteren Rande aus, längs der Mitte, sowie je 25 und 50 Cent. weit von derselben entfernt, je mit einem 24, 36 und 48 Cent. hohen Einschnitt versehen ist, dessen Stoffränder nach innen umgelegt, durchstept und je mit einem entsprechend langen, 25 Cent. breiten, in gegen- einander gefehrte dichte Falten geordneten Teil von gestreiftem Cheviot verbunden sind. Am hinteren Rande ist der Teil nach oben hin etwa je 20 Cent. breit nach innen umgelegt und, wie die neben- stehende Rückansicht zeigt, je mit einem oben 14, unten 28 Cent. breiten, zur Hälfte seiner Breite zusammengelegten Teil von gestreiftem Stoff verbunden, die in der hinteren Mitte durch einen 80 Cent. breiten, in zwei nach



1.

der Mitte hin gefehrte Falten geordneten Teil von glattem Cheviot ergänzt werden; den vorderen Teil hat man außerdem, die doppelte Stofflage an den oberen Ecken nach innen umlegend, über dem Schoß der Rückenteile zusammengefaßt. Für die Taille, welche vorn einen schmalen Lag aus rosa Moiré zeigt, über den die, aus gestreiftem Stoff gefertigten, Westenteile mittelst Schnurschnitten und Perlmutterknöpfen zusammengehalten werden, hat man die Vorder-, Seiten- und Rückenteile aus glattem Cheviot gefertigt und letztere mit einem schmalen Einsatz von gestreiftem Stoff versehen; aus gleichem Stoff sind auch die der Taille untergesetzten Schoßteile, sowie der obere Teil der Ärmel, während der untere manschettenartige Teil derselben, welcher ersterem übertritt, aus glattem Cheviot besteht. Ein teils aus beiden Stoffen gefertigter Stehragen und Knöpfe, die auf den in Patten auslaufenden Seitenteilen, sowie auf den Patten der Borderteile befestigt sind, vervollständigen die Taille

Fig. 2. Promenadenkleid mit Fichu-Pelerine. Das Kleid aus Vigognestoff besteht aus einem garnierten Rock und einer Taille mit angelegtem langem Schoß, sowie einer kleinen, ficherartigen Pelerine und ist mit à jour gefertigten Vorte aus weißer Soutache verziert, die mit schmalem Goldband durchzogen wird. Zunächst stellt man für den Rock die Grundform desselben 200 Cent. weit aus Taffet her, begrenzt letztere mit einer 6 Cent. breiten Pflissfrisur von gleichem Stoff und verzieht sie hinten, 30 und 60 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, je mit einem Zug. Der den Rock bedeckende Garniturteil ist 346 Cent. weit, am unteren Rande, wie die neben- stehende Vorderansicht erken- nen läßt, mit einer schmalen Goldkette begrenzt, oberhalb derselben mit einer 5 Cent. breiten, mit Goldband durch- zogenen Vorte ausgestattet und oben vorn, wie ersicht- lich, leicht gerafft, hinten in

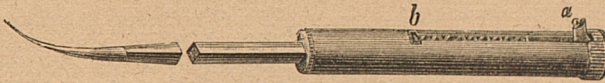


nach der Mitte hin gefehrte tiefe Falten geordnet. Die vorn kurze Taille hat man mit einem nach unten sich zuspitzenden Lag aus Vorte versehen, der sich etwa 3 Cent. breit längs des Halsauschnittes auf den Rückenteilen fortsetzt und dessen seitlicher Ansatz durch die unten leicht gefalteten, am vorderen Rande mit Goldkette begrenzten Borderteile aus Oberstoff gedeckt wird. Dem unteren Rande der Vorder- und Seitenteile schließen sich drei übereinander gesetzte, je mit Goldkette garnierte Schoßteile an, die auf einem seidenen Fond befestigt und, wie die Vorderansicht zeigt, mit einem mit Goldkette verzierten Taisheneinschnitt versehen sind; der hintere Rand der Schoßteile wird durch den unten mit Goldkette garnierten Schoß der Rückenteile gedeckt. Ein Stehragen, sowie Manschetten aus Vorte, die den Abschluß der hauchigen Ärmel bilden, vervollständigen die Taille. Die Fichu-Pelerine besteht aus einer bis zum Taillenausschnitt reichenden, daselbst sich zuspitzenden Passe aus Vorte und Seidenfutter, deren Außenrand je eine auf der Achsel 21 Cent. breite, nach unten sich zuspitzende Frisur (siehe die obengestehende Vorderansicht) begrenzt, welche mit Seidenfutter versehen ist und mit Goldkette abschließt. Ein Wedizisragen aus Vorte dient zur Vervollständigung der vorn mit Häfen und Dejen geschlossenen Fichu-Pelerine.

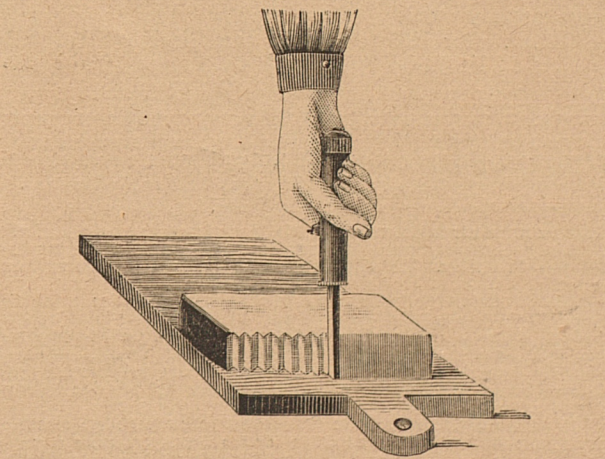
Bezugsquelle der Modelle: Berlin, Mode-Bazar Gerson u. Comp. Fig. 1; Bonwitt u. Pittauer, Behrenstr. 26<sup>a</sup> Fig. 2.

### Wirtschaftsplaudereien.

Neue mechanische Spicknadel. Der nebenstehend skizzierte kleine Apparat ermöglicht es, einen Braten seiner ganzen Breite nach mit Sued zu durchziehen, und macht diese Arbeit zu einer durchaus mühelosen. Die Nadel sticht den Speckfaden selbst aus dem vollen Stück und führt denselben



gleichmäßig durch jedes Fleisch, ohne daß solcher abreißen oder sich lösen könnte. Abbildung 1 zeigt die Nadel mit abgenommener Spitze; sobald dieselbe gebraucht werden soll, wird der Drücker vom Griff A in den Führungsschlitze so weit vorgeschoben, bis die Feder eingreift, wodurch das auf der Zeichnung sichtbare Rohr verlängert und eine Hölzung hergestellt wird, welche, wie Figur 2 zeigt, sich mit dem ausgestoßenen Speck füllt. Dann



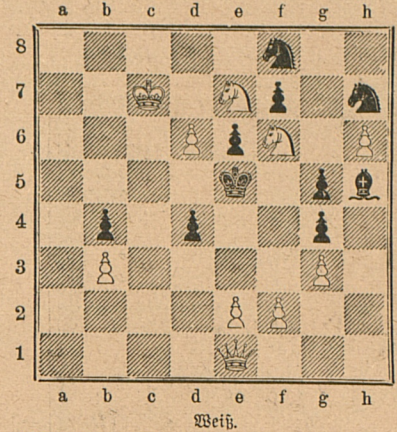
setzt man die Nadelspitze auf das nun genau gefüllte Rohr, durchsticht das Fleisch, löst mit der linken Hand die durchtretende Spitze, und ein leiser Druck auf das kleine Knöpfchen am Drücker genügt, um sodann den Speck von der Nadel zu befreien und ihn im Fleisch zurückzulassen. Die neue mechanische Spicknadel ist sehr dauerhaft gearbeitet, die einzelnen Teile sind stark vernickelt, verbürge daher eine besondere Sauberkeit;

der Preis derselben beträgt M. 2.75; bei portofreier Zusendung innerhalb des deutsch-österreichischen Postverbandes 3 M.

Bezugsquelle: Magazin des Igl. Hoflieferanten C. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

### Schach.

Aufgabe Nr. 285.  
Von J. Dehaquist.  
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 283 Seite 60.

1. D d 3 — d 8. Schwarz.  
1. K e 5 n. f 4. Weiß.  
2. D d 8 n. f 6 matt.  
A. Weiß.  
1. . . . . Schwarz.  
1. S b 5 — d 4 ober — d 6. Weiß.  
2. D d 8 n. c 7 ober n. f 6 matt.  
B. Weiß.  
1. . . . . Schwarz.  
1. S anders ober f 7 n. e 6. Weiß.  
2. d 2 — d 4 ober S f 4 — g 6 matt.  
Andere Spielarten leicht.

### Viersilbige Charade.

Die ersten sind kein seltsames Ding;  
Es wird im Menschenleben,  
Obwohl man's von Natur empfang,  
Uns allen oft gegeben.

Die letzten sind in Dorf und Stadt  
Geehrt als felt'ne Gabe.  
Den Gott damit begnadet hat,  
Ist wie ein weißer Rabe.

Doch wer das schlimme Ganze zeigt  
In lästigem Betragen,  
Macht alle Welt sich abgeneigt  
Und weckt nur Mißbehagen.

Dr. — e.

### Rätselfrage.

Wie läßt sich aus den Wörtern „Nacht“, „Stille“, „Wügel“, „Kiste“, „Eid“, „Seide“, „Lad“ ein bekanntes Citat aus einem Drama von Goethe bilden?

Auflösung der Logograph-Aufgabe Seite 60.

1. Kleid, 2. Rosa, 3. Meise, 4. Wandel, 5. Babel, 6. Cidjel, 7. Schiefer, 8. Main, 9. Rubel, 10. Spreu, 11. Nacht, 12. Sold, 13. Leier, 14. Hans, 15. Grab, 16. Reiter, 17. Gras, 18. Bart, 19. Zimmer, 20. Maie, 21. Land, 22. Eier (Das was ein Unbing ist mit a.) = 1. Kleie, 2. Post, 3. Meise, 4. Wandel, 5. Webel, 6. Cidjel, 7. Schiefer, 8. Mann, 9. Rubel,, 10. Spree, 11. Nacht, 12. Solo, 13. Leier, 14. Hals, 15. Urab, 16. Reiter, 17. Gran, 18. Bari, 19. Biemer, 20. Marcke, 21. Hianb, 22. Eier (erscheint als Dpernfee mit e).

(Unbing, Unbine.)

Auflösung des Arithmogriph Seite 60.

S	t	u	t	t	g	a	r	t
C	o	n	s	t	a	n	z	e
B	r	i	t	a	n	n	i	a
A	r	c	h	e	l	a	u	s
T	a	u	e	n	z	i	e	n
H	e	i	m	s	t	o	d	t
M	a	d	o	l	a	i	n	o
S	c	h	l	e	s	w	i	g
A	p	h	r	o	d	i	e	

Tristan und Isolde.

Auflösung der viersilbigen Charade Seite 60.  
Alpenweihen.

### Rebus.





### Neue Möbelverzierung.

#### Holzmalerei.

Nachdruck verboten.

Schon frühzeitig hat sich mit der fortschreitenden Kultur der Schönheitsstimm des Menschen ausgebildet, und so finden wir schon an den primitivsten Möbeln und Hausgeräten hier und da Spuren eines solchen Verschönerungsbedürfnisses vor. Davon kann man sich durch einen Besuch unserer Museen und Antiquitäten-Sammlungen wohl überzeugen. Aber auch ein Blick in die Bauernstuben der entlegenen Gehöfte Norwegens und Schwedens zeigt uns an groben Bänken, Tischen und Truhen die verschiedensten Versuche der ersten Verzierungen durch Schnitzereien, die in Anbetracht der unvollkommenen Werkzeuge recht geschickt ausgeführt sind.



Nr. 1.

Die Möbelschnitzerei hat sich dort als Hausindustrie ausgebildet und wird meist von den weiblichen Familienmitgliedern betrieben, die mit stinker Hand daselbe Schnitzmesser führen, das die Mütter und Großmütter dereinst benützt haben. Daselbe gilt von den Dorfstuben Schleswig-Holsteins, dessen Landbewohner für solche durch Schnittmuster verzierte oder eigenartig bemalte Geräte eine besondere Vorliebe zeigen. Auch die bunten Truhen und Schränke, ohne welche keine littaunische Bauernstube ihren Hausstand begründet, bekundet ebenso wie der dort gebräuchliche grell bemalte Sarg denselben von den Urvätern überkommenen Verschönerungsstimm.

Zimmer anspruchsvoller wurde die Menschheit, und mit den gesteigerten Kulturbedürfnissen, den verfeinerten Sitten, wuchsen Kunstfleiß wie Geschicklichkeit. Aus der Blütezeit des Kunstgewerbes weisen die Städte, welche der Sitz bedeutender Künstler und Handwerker waren, noch heute bedeutungsvolle Zeugen auf. Wer hätte in den Kirchen und Sammlungen Nürnbergs

nicht mit Staunen betrachtet, was fleißige Hände dereinst geschaffen! Zumeist war es die Skulptur, welche mit ihren wunderbaren Linien und Verschönerungen aus jedem Kirchenstuhl, jedem Schrein, jedem Hausgerät ein Kunstwerk zu machen suchte. Nicht ihr spielte im Mittelalter die Intarsia- oder Einlegearbeit eine wichtige Rolle. Die Maria-Magdalenenkirche zu Breslau weist z. B. zahlreiche, aus dem Zeitalter der Renaissance stammende Holzornamente in Intarsia auf, welche W. Rhenius durch seine in den Handel gekommenen Abnahmen weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. In dem folgenden Zeitalter des Rokoko verschwanden mit dem ersten, auf das Erhalten gerichteten Sinn auch die schwerfälligen, auf die Zeitdauer von Jahrhunderten berechneten Möbel, um den leichteren Formen und einem mehr auf das Zierliche und Lüsterne gerichteten Geschmack Raum zu geben. Die Mode des Rokoko übte bald auf alle Zweige des Kunstgewerbes einen beherrschenden Einfluß aus, und noch heute gewinnt sie immer mehr an Terrain, besonders in allem, was die Ausschmückung unserer Zimmer anlangt.

Auf den rundgebogenen Flächen zwischen einer Holzornamentik, welche sich in den bald launenhaft verborgenen, bald sich in wellenartigen Krümmungen bewegenden Formen ergeht, malte der Pinsel eines Boucher die mannigfaltigsten, seiner unerschöpflichen Phantasie entspringenden Szenen, die in ihrer leichten, graziosen Auffassungsweise noch heute vielfach als Motive und Anregungen zu Schöpfungen im gleichen Stile dienen. Als nämlich infolge der Notlage nach der französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen auf jene Zeit der überreichen Verzierungen Jahrzehnte der nüchternsten Schmucklosigkeit gefolgt waren, fing endlich wieder das Kunstgewerbe an, sich zu regen, und überall begann man nach vergessenen Schätzen zu suchen. Im Schloß wie in der Hütte durchstöberte der eifrige Sammler die Bodenkammern, und häufig entdeckte er die wunderbarsten Kunstwerke vergangener Zeiten an Orten, wo er sie am wenigsten vermutete.

Das neuerwachte Interesse für das Kunstgewerbe führte in Deutschland zur Begründung eines eigenen Kunstgewerbemuseums in Berlin, das nicht nur eine treffliche Bildungsstätte für die Jugend, sondern auch die beste Quelle für alle diejenigen geworden ist, welche schöne, stilgerechte Modelle suchen. Bald fing man an, die steifbeinigen Möbel unserer Eltern und Großeltern, welche in meist fahlen, hellgemalten Wohnräumen standen, unschön zu finden, besonders aber machte sich überall das Verlangen nach größerem Reichtum in Form und Farbe flegelnd geltend. Die Frauenwelt häkelte keine weißen Decken, bestickte keine Teppiche mehr mit unnatürlichen Blumen, sie begann in neuer Art durch Stiff und Pinsel die Hausgeräte zu verzieren und bekundete vor allem für jede Art der Malerei ein reges und lebhaftes Interesse.

Heute ist die Malerei eine weit verbreitete, in kunstliebenden Dilettantenkreisen mit Vorliebe getriebene Beschäftigung, und so dürfte die folgende Besprechung über Holzmalerei mancher Leserin willkommenen Mitteilungen bieten.

Sieht man von jener Malerei ab, die vor einigen zwanzig Jahren als Ersatz für die kostspieligen Intarsiaarbeiten bei der Ausschmückung von Albums, Kästchen und Salontischchen (vergl. die Vorlagen von A. von Zahn) vielfach angewendet wurde, so darf man die Holzmalerei, wie sie jetzt als Möbelschmuck so beliebt geworden ist, als eine Kunst der jüngsten Zeit bezeichnen. Nicht bloß für Möbel aller Art, sogar für ganze Zimmereinrichtungen wählt man heute mit Vorliebe die gleiche Verzierung durch Holzmalerei. Oft in der Weise, daß alle Möbel desselben Zimmers übereinstimmende Muster tragen.

Die Technik der Holzmalerei ist verschieden. Auf lackiertem Holze können mit Oel- oder auch mit der neuen Horn- und Frankischen Emailfarbe einfache Blumenarrangements oder auch ornamentale Verzierungen angebracht werden. Nützlich und stilvoller ist jedoch die Malerei in Wasserfarben auf unpoliertem Naturholz, welches nachher matt poliert, d. h. gewachst wird. Als Muster ist zu solchen Arbeiten vorzugsweise die Pflanze in mehr oder weniger strenger Stilisierung geeignet. Es können hier die im Zeichen Geübten sich leicht selber gefällige Muster schaffen. Das Blatt des Hahnenfußes, des Sauerklees, des Sumpfrankkrauts mit seinen zierlichen Blüten, des Feldahorns, flach ausgebreitet oder auf Papier mit deutlichem Abdruck der Adern aufgenommen, geben ganz allerliebste Motive. Schon ein einfaches Hintereinanderreihen der Blätter, vielleicht mit kleinem Schnörkel dazwischen, giebt ein hübsches Randornament, das durch kräftiges Ausmalen der Umriffe und Adern Ausdruck erhält. Doch auch für Ungeübte dürfte die Holzmalerei eine erfreuliche Beschäftigung sein, da nur Eigenheit und getreues Nachahmen des Vorbildes erforderlich sind. Die Ausführung ist leicht: die Farbe muß gleichmäßig aufgetragen und die Umrandung nachher mit sicherer Hand gezogen werden.

Das Cigarrenschränken, für das wir die beiden nebenstehenden Muster geben, hat je zwei gleichgearbeitete Platten als Einlage. Für beide Auffassungen ist weißes Horn- oder Ebenholz zu wählen und nach vollendeter Malerei die matte Politur.

Nr. 1. Der stilisierte Garten- oder Birginiische Tabak ist in einer an die japanische Malweise erinnernden Manier aus-

geführt. Sowohl Blüten wie Blätter sind fast ganz als Flachornament behandelt, gleichmäßig mit Farbe gedeckt, die nur an den Umfängen und ganz zurückliegenden Stellen nochmals etwas dunkler übermalt werden; an den Einschnitten der Blätter und an der rechten Schattenseite der Stiele ist die braune Kontur etwas stärker gezeichnet. Die Blüten malt man zart rotviolett — ein ganz wenig blau mit Karmin; Knospen, Stiele und Blätter in einem bräunlichen Olivton, unter welchen ein wenig Indigo und Ocker gemischt wird. Den Rand deckt man nußbaumfarben, der äußerste Streif bleibt hell stehen, und die Rosetten oberhalb des Blumenmusters werden gelblich-braun gehalten; die unteren dagegen sind in lebhaftem Rot (Karmin mit Indischgelb und etwas Braun) gemalt und die das Randornament nach der einen Fläche abschließenden Linien



Nr. 2.

wie die Mittelzeichnung desselben und die Rippen der Blätter mit etwas Gold belebt.

Nr. 2 sind stilisierte Winden auf lättem, ziemlich dunklem Grunde, gleichfalls mit braunen Konturen. Die Blüten und Knospen in einem stumpfen Violett sind im Schatten tiefer gemalt, während im Licht fast der Holzton stehen bleibt; Blätter und Stiele sind wechselnd bläulich-olivgrün oder in gelblich-brauner Schattierung; die stärksten Tiefen werden wie breite Farbenflecke aufgesetzt, ähnlich als wären sie aus Holz eingelegt. Es empfiehlt sich, nachdem die Zeichnung aufgetragen, die Umrisse mit brauner Zeichentinte oder Farbe nachgezogen sind, zuerst den Grund möglichst gleichmäßig zu streichen und erst dann die ausgepartete Rante auszumalen, worauf mit dem Pinsel in van Dyl-Braun die Konturen und Adern kräftig nachgezogen werden.

A. Broßmann.

### Korrespondenz.

**An die Bazar-Leserinnen.** Seitdem der „Bazar“ Muster in Bauentwürfen von Kalotaszeg brachte, kommen mir hunderte von Briefen aus Deutschland zu, mit der Frage, welche Muster diejenigen sind, die zur Herstellung der drei Zimmer der Erzherzogin Marie Valerie verwendet wurden, und noch häufiger ist die Anfrage: wo angefangene Arbeiten und die dazu nötigen verschiedenen Kreppleinen zu haben sind? Da die Möglichkeit ausgeschlossen ist, auf so massenhafte Zuschriften persönlich zu antworten, habe ich diesen Weg gewählt, um dem geehrten deutschen Publikum die nötigen Aufklärungen zu geben. Die Muster, die in der Ausstattung der Erzherzogin figurieren, werde ich demnächst dem „Bazar“ einsenden, vielleicht, daß die Redaktion sich entschließt, einiges daraus zu reproduzieren — Kreppleinen hingegen ist um gar keinen Preis käuflich, da das Volk daselbe nur zu dem Behufe verkauft, auf diesem Wege Arbeit zu erhalten, d. h. selbst die Stickerei darauf auszuführen. So sind auch angefangene Stücke absolut nicht zu haben. Fertige Sachen, wenn sie richtig bezeichnet verlangt werden, wie z. B. Tisch- und Bettdecken, Thür- und Fenstervorhänge, Korbentwürfe, Wanddecken, Kaffeegebede, Tischläufer oder in Seide gefärbte Kissengegenstände, können, wenn bestellt, geliefert werden. Außerdem kann ich auch meinen für ganz Deutschland bevollmächtigten Agenten empfehlen: Herrn K. Hoffarth, Dresden, Waisenhausstraße, wo alle Arten Kalotaszeger Stickereien bestellt werden können. Ich benutze diese Gelegenheit, um vor jeden

Nachahmungen zu warnen, die zur Zeit im Handel vorkommen und die nicht wachst sind. E. Jof. von Charnathy in Banffy-Hunyad.

**Verschiedenes.** Z. N. in Graz. Für gute Originalskizzen und Charaden hätten wir wohl Verwendung, die „Probe“ aber ist noch nicht druckreif. **Uigetta** in Königsberg. Die Darstellungsweise ist nicht übel, der Inhalt aber zu veraltet. Wir bitten über das Manuscript gefälligst verfügen zu wollen.

**Sophie L.** in Charlottenburg. Es ist auch unsere Meinung, daß die Kurzschrift sich sehr gut für Frauen eignet. Es fehlt gerade in diesem Bereiche noch immer an tüchtigen Arbeitskräften. Gelegenheit zur Erlernung der Kurzschrift bietet u. a. der vom Verein „Frauenwohl“ veranstaltete stenographische Unterrichtskursus. Von der Schriftführerin des Vereins, Frä. Mellien (Berlin W., Magdeburgerstr. 7) werden Sie auf briefliche Anfrage näheres erfahren.

**Langjährige Abonnentin in Oldenburg.** Eine treffliche Sammlung französischer und englischer Theaterstücke für den Schul- und Privatgebrauch ist im Verlage von Wegmann u. Klasing (Wiesfeld u. Leipzig) erschienen. Erbitten Sie von der genannten Buchhandlung einen Verlagsbericht.

**Fr. A. L.** in G. Die in Blumenhandlungen verkäuflichen „Palmenzweige“ rühren von einer Spezies der Papypalmen her. Letztere sind nämlich prächtige Dekorationspflanzen, aber nicht eigentliche Zimmerpflanzen, sondern müssen im Winter bei gemäßigten Wärmegraden (8–10 Grad Reaumur) in Gewächshäusern verbleiben. Kurz vor dem Austreiben im Frühjahr und während des Treibens verlangen sie höheren Wärmegrad und viel Feuchtigkeit. Nach abgeschlossenem Wachstum können die Papypalmen

im Freien in geschützter halbschattiger Lage ausbauen. Sie dürfen dann nicht mehr so viel Wasser erhalten, als während des Austreibens, auch ist ihnen dann wünschentlich ein Wachstum und Ernährung fördernder verdünnter Düngung sehr dienlich.

**W. N.** in B. Lassen Sie sich den Katalog der physikalisch-mechanischen Werkstätten von Reiniger, Gebert und Schaal in Erlangen (Spezialfabrikation elektrisch-medizinischer Apparate und Instrumente) schicken.

**Bertha D.** in Craiova (Rumänien). Die fragliche englische Kinderzeitschrift können Sie z. B. durch die Buchhandlung von A. Moser u. Comp., Berlin NW., Unter den Linden 13, beziehen.

**Wanda v. Er.** in Luremburg. Die unter dem Titel „Sanitas“ in die Öffentlichkeit tretenden neuen Unterleider sind von der mechanischen Tricotweberei Ludwig Maier u. Comp. in Stuttgart und zwar aus Wolle und Seide gefertigt.

**Frau W. G.** in A.-M. 1) Erbitten Sie von der Firma Chr. Lorenz in Erfurt den neuen Katalog über Sämereien und Pflanzen für die Frühjahrssaison. — 2) Versuchen Sie es einmal mit den vielgerühmten violetten Royal Tiedace und Beloutine-Toilettenseifen (in allen größeren Parfümerie-Geschäften vorrätig).

### Die nächste Nummer (Nr. 11) erscheint in 14 Tagen.

Da der „Bazar“ vierteljährlich 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.